

Lehre und Wehre.

Jahrgang 41.

December 1895.

No. 12.

„Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“

(Schluß.)

Wie auf Jesum, so beruft sich Köhler für seine Theorie von „Gottes Wort“ auch auf die Autorität der Apostel. Er bemerkt z. B. S. 7, daß im Anschluß an Jesum auch die Apostel „die alttestamentliche Schrift als das für die Gemeinde bestimmte Wort Gottes über seine bisherigen Heils-offenbarungen darstellen“. Aber wenn die Apostel bezeugen, daß Gott durch den Mund seiner heiligen Propheten geredet habe, z. B. Act. 3, 21., wenn sie, wo sie Sprüche des Alten Testaments citiren, statt der Schrift Gott selbst als Subject der Rede einsetzen, z. B. Gal. 3, 16., so erklären sie damit, daß Alles, was im Alten Testament geschrieben steht, von Gott selbst geredet sei, selbstverständlich indirect, durch seine Organe, die Propheten.

Von Interesse ist, wie Köhler den apostolischen Ausspruch 2 Tim. 3, 16. behandelt. Wir verweisen auf folgende Ausführungen:

Ueber diese Anschauungen gehen auch die Apostel nicht hinaus. Mit Unrecht beruft sich die Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts auf 2 Petr. 1, 21. und 2 Tim. 3, 16. Die erstere Stelle gehört augenscheinlich gar nicht hierher: sie handelt nicht von der Entstehung der alttestamentlichen Schrift oder einzelner ihrer Theile, sondern von der Entstehung der Weissagungen der Propheten, und zwar ganz abgesehen von deren schriftlichen Fixirung. Dagegen setzt die letztere Stelle allerdings voraus, daß jede einzelne Schrift des Alten Testaments *θεόπνευστος* sei, und weist darauf hin, daß sie um dieser ihrer Eigenschaft willen auch nützlich sei zur Lehre und ähnlichem. *θεόπνευστος*, verschieden von *ἐμπνευστος*, heißt: von Gott gehaucht, durch Gottes Hauchen, das ist, durch seine einem Hauche gleichende, für das Auge nicht wahrnehmbare Wirksamkeit ins Dasein gesetzt. Wird das Wort von etwas gebraucht, das selbst nicht sinnlich und körperlich von Art ist, wie die Weisheit oder der Traum, so ist damit zugleich von selbst gegeben, daß es ausschließlich der unsichtbaren Wirksamkeit Gottes sein Dasein verdankt. Wird es dagegen von etwas ausgesagt, bei dessen Hervorbringung, wie z. B. bei der Hervorbringung einer Schrift, augenscheinlich und unerkenn-

bar auch Menschen thätig waren, so ist mit diesem Worte darauf hingewiesen, daß das Betreffende nicht etwa, wie man nach sonstiger Analogie annehmen möchte, ausschließlich menschlicher Thätigkeit, sondern zugleich auch Gottes unsichtbarer Wirksamkeit sein Dasein verdanke. Der Apostel setzt also in der Gewißheit der Uebereinstimmung mit der Anschauung der christlichen Urkirche 2 Tim. 3, 16. voraus, daß die alttestamentlichen Schriften neben ihrem unverkennbaren, nicht anzuzweifelnden und nicht angezweifelten menschlichen Ursprung einen göttlichen haben, daß ihre Entstehung im letzten Grunde auf Gottes Wille und Absicht zurückzuführen ist. In welchem Verhältnisse dabei der göttliche Wille der Entstehung dieser Schriften zu der schriftstellerischen Thätigkeit der sie producirenden Menschen stehe, ist durch das Prädikat *θεόπνευστος* in keiner Weise angedeutet. Aufschluß ist hierüber nur zu entnehmen aus ihrer objectiv vorliegenden und leicht erkennbaren Beschaffenheit. (S. 9. 10.)

Nach dem bisher Dargelegten bedarf es nicht erst des Aufwandes einer großen und tiefen Gelehrsamkeit, sondern nur eines achtamen und unbefangenen Blickes auf die klar vorliegende Beschaffenheit der alttestamentlichen Geschichtsbücher, wie er selbst dem einfältigsten und schlichtesten Christen eignen kann und sollte, um zu erkennen, daß sie, und zwar nicht nur die Darstellungen der späteren israelitischen Geschichte, sondern auch der Pentateuch und sogar die in ihm enthaltene Darstellung der Urgeschichte, in derselben Weise entstanden sind, wie die menschlichen Schriften zu entstehen pflegen. Daß dies auch von den prophetischen Schriften gilt, wurde oben wenigstens angedeutet. Unschwer läßt es sich nicht minder von den poetischen und didactischen Schriften nachweisen. Trotzdem aber, daß diese Schriften in solch echt menschlicher Weise entstanden sind, werden sie von Jesu und den Aposteln in Uebereinstimmung mit ihren israelitischen Zeitgenossen als das Wort Gottes an seine Gemeinde und mithin als gottgeſetzte (*θεόπνευστοι*) betrachtet und behandelt. Ueber die Frage, aus welchen Gründen Israel ihnen diese Dignität zuschrieb, fehlt es — von der Thora im Pentateuch abgesehen — an einer sicheren Ueberlieferung. Eine solche findet sich auch nicht in den Schriften des talmudischen Judenthums. Gleichwohl kann der Grund in nichts anderm gesucht und gefunden werden, als in ihrer Herkunft und insbesondere ihrem Inhalt. Die Schriften des Alten Testaments sind sämmtlich aus dem israelitischen Volke hervorgegangen, also demjenigen Volke, auf welches Gott seit der Zeit Abrahams seine speciellen Offenbarungen beschränkte, und in welchem sein Geist in bis dahin einzigartiger Weise waltete. Und sie handeln sämmtlich von der Gemeinde Gottes, sei es daß sie zeigen, in welcher Weise Gott sich nach Israels Ueberzeugung eine ihm gehörige Menschheit auf Erden beschaffte und auf welchen geschichtlichen Wegen er sie zu dem von ihm gesteckten Ziele hinleitete, sei es daß sie die Worte des Zuspruchs wiedergeben, durch welche Gott sein Volk vor religiösen und sittlichen Abwegen warnte, es zur völligen Hingabe an ihn zu bestimmen suchte und es immer von neuem der von ihm zu beschaffenden Heilsvollendung vergewisserte, sei es daß sie die Erkenntnisse, Gefühle und Stimmungen darlegen, von welchen Israel oder der einzelne Israelit jeweils auf Grund ihres in der damaligen Menschheit einzigartigen Verhältnisses zu Gott durchdrungen waren. Indem diejenigen Israeliten der späteren Zeit, welchen ihre Zeitgenossen das feinste Verständniß für die Geschichte und Religion Israels zuerkannten, und deren Urtheil hierüber für sie selbst und ihre Nach-

kommen maßgebend war, diese Schriften — die Frage nach dem Abschluß der Sammlung der Ketubin kann hier unerörtert bleiben — unter Anschluß anderer, welche ebenfalls in Israel entstanden waren und sich ebenfalls auf das Verhältniß Israels zu seinem Gotte bezogen, und in dem Bewußtsein, daß ihre Gegenwart gleichwerthige Schriften zu produciren außer Stande sei, für heilige Schriften erklärten, gaben sie der Ueberzeugung Ausdruck, daß in ihnen die getreueste Darstellung der Thaten und Offenbarungen Gottes, sowie der getreueste Ausdruck des äußeren und inneren Lebens Israels als des Volkes Gottes zu finden, und darum aus ihnen die sicherste Belehrung über Gottes Heilsplan, seine Anforderungen und seine Verheißungen, desgleichen die sicherste Kenntniß der edelsten Blüthen, welche das vom Geiste Gottes genährte religiöse Leben Israels zeitigte, zu entnehmen sei. Die Sammlung dieser Schriften galt ihnen mithin als eine Darstellung oder Urkunde der bisherigen Offenbarungen Gottes und der von ihnen ausgegangenen Wirkungen. Da nun für die Gemeinde mindestens von der Zeit an, wo sie das Bewußtsein hatte, daß ihr nicht mehr wie in der Vorzeit außerordentliche Offenbarungen zu Theil wurden, das Bedürfniß nach einer solchen Urkunde bestand, um durch stete Normirung daran ihr religiöses Leben in Uebereinstimmung mit den früheren Offenbarungen Gottes zu erhalten, so mußte sie es als eine providentielle Fügung Gottes ansehen, daß diese Schriften entstanden und zu einer Sammlung vereinigt worden waren. In welcher Weise freilich Gottes Vorsehung bei ihrer Entstehung und Zusammenfügung zu einem Schriftganzen wirkte, ist für den Menschen unerforschlich; er wird sich auch in dieser Beziehung bei der Thatsache bescheiden müssen, daß Gottes Wege nicht unsere Wege und seine Gedanken nicht unsere Gedanken sind. (S. 21—23.)

Da nun aber die alttestamentlichen Schriften unbestreitbar und unbestritten durch menschliche Vermittelung entstanden sind, so erhebt sich die Frage, wie können sie trotz ihrer Entstehung durch Menschen Gottes Wort sein. Die alten Dogmatiker beantworteten diese Frage durch Aufstellung ihrer Inspirationstheorie. Im Gegensatz hiezu erklärte ich in meinem obigen Aufsatze: Die alttestamentlichen Geschichtsbücher — denn um diese handelt es sich ausschließlich in dem gegenwärtigen Streite — sind zwar zum Zwecke der Fortpflanzung der Kunde von den Thaten und Offenbarungen Gottes in der Urzeit und in der Geschichte des von ihm erwählten Volkes durch fromme, von dem unter ihrem Volke wirkamen Geiste Gottes beseelte Israeliten in derselben Weise geschrieben, wie menschliche Geschichtsbücher geschrieben zu werden pflegen; daß sie aber geschrieben wurden und auf uns kamen, war Gottes providentielle Fügung, die wir wie alle göttliche Providenz nach Art und Weise nicht näher zu begreifen und zu beschreiben vermögen. Als durch Gottes Fügung entstandene nennt sie der Apostel gottgehauchte, das ist, gottgeſetzte, θεόπνεστοι. Da sie durch fehlsame Menschen geschrieben und überliefert wurden, so ist ihre Darstellung des Geschichtsstoffes, wie eine geschichtliche Untersuchung darthut, weder vollkommen noch auch nur fehlerfrei; da es aber Gottes Wille war, daß sie als Darstellungen seiner Heilsoffenbarungen und Großthaten in der Vorbereitungszeit geschrieben wurden und auf uns gekommen sind, wie nicht bloß das gläubige Israel erkannte, sondern auch der Herr und seine Apostel bezeugen, so haben wir ihnen unsere Kenntniß von der göttlichen Heilsverwirklichung in der vorchristlichen Zeit zu entnehmen. (S. 59. 60.)

Die im Obigen enthaltene Ausdeutung des Begriffs *γραφὴ θεόπνευστος* beweist wiederum, wie die neueren Kritiker, welche für die Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit mit solcher Emphase in die Schranken treten, im Grunde sich nur für ihre eigenen subjectiven Vorstellungen und Vorurtheile ereifern. Dieser Eifer macht sie blind für das, was wirklicher Thatbestand ist, daß sie das Blaue am Himmel nicht sehen, daß sie den klaren Sinn einfältiger Bibelworte nicht fassen und verstehen oder nicht verstehen wollen. Die Erklärung von *θεόπνευστος* „von Gott gehaucht, durch Gottes Hauchen, d. i. durch seine einem Hauche gleichende, für das Auge nicht wahrnehmbare Wirksamkeit ins Dasein gesetzt“ ist in der That ein exegetisches Meisterstückchen. Wenn der Hauch mit dem Auge auch nicht wahrnehmbar ist, so ist damit doch wahrlich nicht gesetzt und gegeben, daß man überhaupt jedwede unsichtbare Wirksamkeit Gottes ein Hauchen Gottes nennen könne. Alles, was auf dem Gebiet der Schöpfung sich regt und bewegt, verdankt sein Leben und seine Bewegung der unsichtbaren Wirksamkeit Gottes. Alles Gute, was sich in den Christen findet, ihr Glauben, Lieben, Hoffen, alle christlichen Tugenden, ist Gottes Werk und Wirkung, und zwar sinnlich nicht wahrnehmbare Wirkung Gottes. Welcher vernünftige Mensch würde aber in diesen Fällen von einem Hauchen Gottes reden? Und wenn dann Köhler das göttliche Hauchen, das unsichtbare Wirken Gottes, welchem die alttestamentlichen Schriften ihr Dasein verdanken, näher dahin bestimmt, daß diese Schriften aus dem israelitischen Volk, in welchem Gott sich bezeugte und Gottes Geist waltete, hervorgegangen seien und von den bisherigen Offenbarungen Gottes und ihren Wirkungen, ihrer Einwirkung auf das religiöse Leben Israels handeln, so ist das ein loses Spiel mit Worten und Begriffen. Auf diese Weise kann man aus Allem Alles machen. Dann wäre jedwede Schrift eines von Gott erleuchteten Mannes, jede christliche Schrift eine inspirirte Schrift. Denn dieselbe ist auch auf dem Boden der Gemeinde Gottes erwachsen und sagt auch von göttlichen Dingen und Gedanken. Die Vertauschung des Begriffs „von Gott gehaucht“ mit dem andern „von Gott gesetzt“, von „Gott gewirkt“ ist ein Quidproquo. Und vollends die Definition: „Als durch Gottes Fügung entstandene nennt sie (die alttestamentlichen Schriften) der Apostel gottgehauchte, d. i. gottgesetzte, *θεόπνευστοι*“ ist ein non plus ultra von Willkür. Was hat „Gottes Hauchen“ mit „Gottes Fügung“, mit der unerforschlichen „Providenz Gottes“ zu schaffen? Unter Gottes Providenz steht Alles, was ein Christ denkt, beplant, redet, schreibt, thut, erlebt. Ist das alles deshalb inspirirt? Eine derartige Vergewaltigung der Sprache richtet sich selbst. Nein, mit dem Wort *θεόπνευστος* ist eine ganz besondere, einzigartige Thätigkeit und Wirksamkeit Gottes, die sonst nicht ihres Gleichen hat, angezeigt. Bei griechischen Profanscribenten erscheinen als Objecte der *θεόπνευσις* nur solche Begriffe, wie Träume, Weisheit, Reden, Redengüsse (*νάματα*). In solcher Verbindung hat der Ausdruck *θεόπνευστος* Sinn und Verstand. Die Rede

eines Menschen nennt man mit Fug und Recht auch Hauch, Hauch der Lippen. Reden, Worte sind aber Behälter der Gedanken. In und mit seinen Worten haucht der Mensch auch seine Gedanken aus. Es entspricht dem allgemeinen Sprachgebrauch, wenn man sagt, daß aus dem Mund eines Menschen Weisheit ausgeht, daß von seinen Lippen Weisheit fließt. Und diese Bezeichnung wird nun auch auf Gott übertragen, bei dem sie selbstverständlich θεοπροεπῶς zu verstehen ist. Es ist ein Hauchen Gottes, wenn Gott redet und seine Gedanken, seines Herzens Meinung kundgibt. Will aber Gott, was er im Sinn hat, Menschen mittheilen, so wird das Hauchen eo ipso zu einem Einhauchen, die spiratio zur inspiratio. Wenn daher von Träumen, Weisheit, Reden gesagt wird, daß sie von Gott gehaucht sind, so ist die Meinung, daß Gott den betreffenden Personen, welche Träume haben, Weisheit besitzen, fließende Reden halten, eben diese Vorstellungen, welche die Träume erwecken, diese ihre Weisheit und ihre Reden eingehaucht, durch geheime Einsprache ihnen solche Gedanken und Worte ins Herz und auf die Lippen gegeben habe. Hieraus ergibt sich von selbst, warum die alttestamentlichen Schriften θεόπνευστοι genannt werden. Diese Schriften bestehen, wie alle Schriften, aus Worten, und diese Worte sind Träger von Gedanken. Und Gott ist es eben, aus dessen Mund, Sinn und Herz diese Worte und Gedanken hervorgegangen sind. Menschen haben diese Schriften geschrieben. Aber Gott hat diesen Menschen das zugehaucht und eingehaucht, was sie geschrieben haben, Gott hat ihnen eben diese Worte und mit den Worten den Sinn, den sie in sich schließen, ausgesprochen, eingegeben, an die Hand gegeben, zu dem Zweck, daß sie das, was sie im Geist vernahmen, aufschreiben sollten, ihren Zeitgenossen und den Nachkommen zur Lehre, Strafe, Mahnung, zum Trost und zur Erbauung. Es heißt: „Alle Schrift von Gott eingegeben.“ So weit die Schrift reicht, so weit erstreckt sich auch die Theopneustie. Alles, was geschrieben steht, ist von Gott gehaucht, eingegeben, kein Tüttelchen ausgenommen. Und ist es von Gott eingegeben, so ist es auch alles lauter und wahr, gut und heilsam, ohne Makel und Tadel, ohne Fehl und Irrthum. Dies und nichts Anderes besagt der Ausdruck πᾶσα γραφή θεόπνευστος und kann nichts Anderes meinen. So hat die Christenheit von Anfang an von der Inspiration der Schrift geurtheilt, geglaubt und gelehrt. Das ist die Meinung jedes einfältigen, schlichten Christen, wenn er von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift redet. Auch die alten Rationalisten haben durchweg eben diesen Sinn mit dem Terminus Inspiration verbunden und waren so ehrlich, offen zu bekennen, daß ihre Anschauung von der Schrift und deren Entstehung eine ganz andere sei, als die St. Pauli und die der christlichen Kirche. Diesem Inspirationsbegriff St. Pauli widerspricht aber keineswegs „die objectiv vorliegende und leicht erkennbare Beschaffenheit“ der Schrift. Daß die Schrift, wie sie vorliegt, offenbare Irrthümer und Widersprüche enthalte, leugnen wir freilich mit Entschiedenheit. Daß hin-

gegen die Schriften Alten und Neuen Testaments die Eigenthümlichkeiten ihrer menschlichen Autoren in der mannigfaltigsten Weise wieder spiegeln, hat noch kein Vertreter der kirchlichen Inspirationslehre bestritten. Gott, der Heilige Geist, hat eben, da er Propheten und Aposteln das inspirirte, was sie schreiben sollten und geschrieben haben, diese heiligen Menschen Gottes, wie sie waren, mit ihren Characterverschiedenheiten, mit ihren verschiedenen Sprachidiomen, mit ihrem Wissen, mit ihren Kenntnissen und Forschungen, mit ihrer geistlichen Erkenntniß und Erfahrung, mit ihren subjectiven Gefühlen, Empfindungen, Stimmungen in seinen Dienst genommen. Wir brauchen uns jetzt hierüber nicht weiter zu verbreiten. Mit dem Begriff und Wesen der Theopneustie, sowie mit der Frage, wie die vorliegende Beschaffenheit der Schrift damit stimmt, und mit den angeblichen Widersprüchen und Unrichtigkeiten in der Schrift, die man gerade neuerdings geltend gemacht, hat sich diese unsere theologische Zeitschrift schon früher eingehend beschäftigt. Vergl. „Lehre und Wehre“, 1886, S. 161. 205. 249. 281. 313; 1892, S. 289. 321. 353; 1893, S. 33. 65. 97. 134. 198. 265.

Wie grob die neueren Kritiker ihrem eigenen Princip, „der geschichtlichen Wirklichkeit“, ins Angesicht schlagen, ergibt sich auch noch aus folgendem Umstand. Köhler perhorrescirt an seinem Theil „die innerhalb der lutherischen Kirche besonders während des 17. Jahrhunderts ausgebildete Theorie, daß den heiligen Schriftstellern Alles, was sie niederschrieben, auch das ihnen von anderwärts her bereits Bekannte, selbst historische, chronologische, genealogische, astronomische, physische und politische Thatfachen, unmittelbar von Gott durch seinen Heiligen Geist mitgetheilt worden sei, und somit jedem Worte unbedingte Zuverlässigkeit zukomme“. S. 7. 8. Durch die ganze moderne Schriftkritik, und gerade die sogenannte positive, zieht sich das Axiom, daß man in der Schrift zwischen Nebendingen, Nebenumständen, den Dingen des natürlichen Lebens und der Hauptsache, den Dingen, die Glauben und Seligkeit betreffen, scheiden und unterscheiden müsse, und daß nur in letzterer Beziehung die Schrift unbedingt glaubwürdig und zuverlässig sei. Es ist, als ob diese modernen Schriftgelehrten die heiligen Schriften nie gelesen hätten. Jeder einfältige Bibelleser empfängt aus allen Büchern der Bibel den unwiderstehlichen Eindruck, daß hier Alles aus Einem Gusse ist, daß Nebendinge und Hauptsachen hier nicht nur aufs engste mit einander verwoben sind, sondern erstere auch letzteren dienen, daß auch die sogenannten geschichtlichen, naturgeschichtlichen, geographischen, astronomischen Notizen zu dem Einen Hauptzweck der Schrift in Beziehung stehen, daß wir hier durchweg auf geheiligtem Boden wandeln. Die Sonderung des profanen von dem heilsgeschichtlichen Schriftinhalt, die auch practisch absolut undurchführbar ist, ist ein *πρωτον ψευδος* der neueren Schrifttheologie.

Wir wollen schließlich Köhlers Urtheil über die Stellung Luthers zu

der Inspiration der Schrift einer kurzen Prüfung unterziehen. Dasselbe lautet S. 30 folgendermaßen:

Aber nicht nur die gegenwärtige lutherische Theologie . . . verwirft die Inspirationsstheorie der alten protestantischen Dogmatiker, sie ist auch nicht die Luthers. So unbedingt Luther die Heilige Schrift als Gottes Wort anerkennt, eine ebenso große Freiheit nimmt er für die Beurtheilung und selbst die Verwerfung ihrer einzelnen Theile in Anspruch, eine Freiheit, die manchem modernen Lutheraner recht bedenklich erscheint. Die Schrift ist ihm Gottes Wort, weil und insoweit sie Christum treibt; insoweit sie aber nach seiner Einsicht Christum nicht treibt, lehnt er ihre einzelnen Bestandtheile in einer Weise ab, die mit den Lehren der späteren Dogmatiker von der *suggestio rerum et verborum* schlechterdings unvereinbar ist. Die Stellen sind bekannt. Aber es dürfte für den gegenwärtigen Streit nicht belanglos sein, sie sich in ihrem Wortlaute noch einmal vorzuführen. (S. 30.)

Und nun citirt Köhler S. 30—37 drei Gattungen von Aussprüchen Luthers. Zum Ersten solche, in denen Luther die biblischen Bücher darnach bemißt, wie weit sie Christum treiben und predigen, und diejenigen Bücher die besten nennt, welche den Glauben, Christi Werk und Verdienst am meisten ausstreichen, als da sind Johannis Evangelium, St. Pauli Episteln, St. Peters erste Epistel. Aber es kommt Luther nicht in den Sinn, den andern heiligen Schriften, welche nicht in demselben Maße Christum treiben, den göttlichen Ursprung und göttliche Autorität abzuspochen. Es war eben nicht die Absicht des Heiligen Geistes, in allen Büchern und Theilen der Schrift Alles zu lehren. Der Geist Gottes hat in der Belehrung, die er uns durch Propheten und Apostel gegeben hat, Wichtiges und minder Wichtiges verbunden, und auch das scheinbar Geringfügigste dient unserm Glauben. Zum Andern führt Köhler *Dicta* Luthers an, in denen derselbe sich beklagt, daß der biblische Text durch spätere Abschreiber, „durch etliche Klügel“ verderbt worden ist. Was thut das aber zur Sache? Daß die Schreiber der biblischen Bücher Alles vom Heiligen Geist empfangen und daher nie geirrt haben, das lehrt die Schrift. Daß jedoch auch die Abschreiber inspirirt gewesen und vor Irrthum bewahrt geblieben seien, davon sagt die Schrift nichts. Das behaupten darum die heutigen Vertreter der kirchlichen Inspirationslehre ebensowenig, wie die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts. Zum Dritten beruft sich Köhler zum Beweis für den freieren Standpunkt Luthers auf dessen Urtheile über die Briefe des Jacobus und Judas, den Hebräerbrief und die Offenbarung St. Johannis. Aber die sogenannten deuterokanonischen Schriften des Neuen Testaments hielt Luther, wenn er sich abfällig über sie äußerte, eben nicht für kanonisch. Und das sind doch zwei ganz verschiedene Fragen, die Frage nach der Entstehung der kanonischen Bücher und die Frage nach dem Umfang des Kanon. Was wir von der göttlichen Eingebung und Irrthumslosigkeit der Schrift sagen, das bezieht sich selbstverständlich nur auf die kanonischen Schriften Alten und Neuen Testaments. Wie man sich auch zu den deuterokanonischen Büchern

des Neuen Testaments stellen mag, so thut dies dem Glauben an die Inspiration der Schrift nicht im mindesten Eintrag.

So wird in den von Köhler beigebrachten Aeußerungen Luthers die Frage nach dem Ursprung und der Glaubwürdigkeit der Schrift mit keiner Silbe berührt, und so kann man damit auch nicht beweisen, daß Luthers Anschauung von der Schrift mit der Lehre der späteren Dogmatiker von der *suggestio rerum et verborum* unvereinbar sei.

Nur Ein Citat scheint den Punkt zu treffen, um den es sich hier handelt. S. 31 bemerkt Köhler: „Nicht minder scharf urtheilt Luther über das Buch Esther in *De servo arbitrio*, wo es heißt: *Esther quamvis hunc (scil. librum) habeant in canone, dignior omnibus me iudice qui extra canonem haberetur.*“ Er sieht es offenbar als eine ausgemachte Sache an, daß dieser Ausspruch Luthers dem kanonischen Buch Esther gelte, hat es aber nicht der Mühe werth geachtet, jenen Satz, welcher so isolirt sich gar nicht verstehen läßt — was soll das *dignior omnibus*? — im Zusammenhang zu besehen. Luther bezieht sich in dem Abschnitt, welcher mit der Bemerkung über Esther abschließt, auf eine Aeußerung des Erasmus über das Buch Sirach. Erasmus schreibt § 8 seiner Diatribe: „Ich glaube nicht, daß Jemand wider das Ansehen dieses Buchs (Weisheit Sirachs) etwas einwenden werde, welches zwar nach des Hieronymus Zeugniß vorzeiten bei den Hebräern nicht für kanonisch gehalten worden ist, welches aber die christliche Kirche mit allgemeinem Beifall in ihren Kanon aufgenommen hat. Ich sehe auch keine Ursache, warum die Hebräer dieses Buch von ihrem Kanon haben wollen ausgeschlossen haben, da sie doch die Sprüche Salomonis und das Hohelied, ein Liebeslied, in denselben aufgenommen haben. Denn was sie bewogen habe, daß sie die zwei letzten Bücher Esra, die Historie von der Susanna und Daniel und vom Drachen zu Babel, das Buch Judith, Esther und einige andere nicht in ihren Kanon aufgenommen haben, sondern unter die sogenannten Hagiographa (d. i. Apokryphen) gezählt, kann man leicht errathen, wenn man nur diese Bücher mit Bedacht liest. Allein in diesem Buch (Sirach) ist dem Leser nichts Derartiges zuwider.“ St. Louiser Ausg. XVIII, S. 1612. 1613. Hier redet Erasmus von einem Buche Esther, welches die Hebräer nicht in ihren Kanon aufgenommen, sondern zu den Apokryphen gezählt haben, meint also offenbar nicht dasjenige Buch Esther, welches die Hebräer in ihren Kanon aufgenommen haben, sondern eine apokryphische Schrift Esther, das ist die griechisch geschriebenen, apokryphischen Zusätze zu dem kanonischen Buch Esther, welche von Hieronymus ausgeschieden und als besonderes Schriftstück an das Ende des kanonischen Buchs Esther gesetzt sind. Und nun erwidert Luther dem Erasmus: „Ich könnte freilich dieses Buch (Sirach) mit Recht verwerfen, doch nehme ich es einstweilen an, damit ich nicht in die Frage hineingezogen werde und die Zeit darüber verliere, welche Bücher in den Kanon der Hebräer aufgenommen seien, gegen den Du ziemlich bissig

bist und ihn verspottetest, indem Du die Sprüche Salomonis und das Hohelied, ein Liebeslied, wie Du es mit zweideutiger Stichelei nennst, vergleichst mit den beiden Büchern Esra, Judith, der Historie von Susanna und dem Drachen und Esther. Obgleich sie dies im Kanon haben, so wäre es nach meinem Urtheil doch mehr werth als alle, daß es außerhalb des Kanon gehalten würde.“ St. Louiser Ausg. XVIII, S. 1763. Es ist außer Frage, daß Luther bei „Esther“ dieselbe Schrift im Sinne hat, wie Erasmus, eine apokryphische Schrift. Er stellt ja, wie Erasmus, Esther in Eine Linie mit andern Apokryphen und macht es Erasmus zum Vorwurf, daß er zwei kanonische Bücher, die Sprüche Salomonis und das Hohelied, apokryphischen Büchern, wie Esther, vergleicht, gleich schätzt. Von eben diesem Buch Esther, dem apokryphischen Seitenstück zu dem kanonischen Buch Esther, merkt Luther an, daß dasselbe, wenn sie, die Papisten, es auch in ihrem Kanon haben, nach seinem Urtheil doch nicht zum Kanon gerechnet werden sollte, viel weniger noch, als alle die andern, zuvor genannten apokryphischen Bücher, welche die lateinische Kirche sämmtlich in ihren Kanon aufgenommen hatte. Das absprechende Urtheil Luthers über Esther in den Tischreden, auf welches Köhler auch noch hinweist, beziehen wir, wenn es anders echt ist, mit Zug und Recht gleichfalls auf die apokryphische Schrift Esther, fintemal Esther neben dem zweiten Buch der Maccabäer erwähnt wird. Daß Luther auch sonst zwischen dem kanonischen Buch Esther und den apokryphischen Zusätzen zu unterscheiden wußte, zeigt seine „Vorrede auf die Stücke Esther und Daniel“: „Hier folgen etliche Stücke, so wir im Propheten Daniel und im Buch Esther nicht haben wollen verdeutschen. Denn wir haben solche Kornblumen (weil sie im hebräischen Daniel und Esther nicht stehen) ausgerauft; und doch, daß sie nicht verdürben, hie in sonderliche Würzgärtlein oder Beete gesetzt, weil dennoch viel Gutes und sonderlich der Lobgesang Benedicite drinnen gefunden wird.“ Erl. Ausg. 63, S. 107.

Was Köhler aus Luther citirt, trifft nicht den *status controversiae*. Dagegen hat er diejenigen Aussprüche Luthers, welche wirklich zur Sache gehören, ganz mit Stillschweigen übergangen. Luther bezeugt aufs deutlichste, daß die heilige Schrift, und zwar die ganze heilige Schrift, vom Heiligen Geist geredet, geschrieben, gemacht, in Buchstaben gefaßt ist, daß der Heilige Geist durch die Propheten und Apostel geredet, geschrieben, daß er den Propheten und Aposteln Alles, was sie geschrieben, eingegeben hat. „Die heiligen Menschen Gottes haben geredet aus Eingebung des Heiligen Geistes. Daher singet man in dem Artikel des Glaubens von dem Heiligen Geist also: der durch die Propheten geredet hat. Also gibt man nun dem Heiligen Geist die ganze heilige Schrift.“ „Darum sind diese Worte Davids auch des Heiligen Geistes, die er durch seine Zunge redet.“ „So haben wir hier abermal zwei unterschiedliche Personen, den Vater und den Sohn; so ist der Heilige Geist ohne das da, der solchen Psalmen vom Vater

und Sohn mit ihren Worten eingeführt, gemacht und geredet hat.“ „David will's nicht leiden, daß man sollte ihm die Worte zuschreiben. Es sind lustige, liebliche Psalmen Israels, spricht er, aber ich habe sie nicht gemacht, sondern der Geist des HErrn hat durch mich geredet.“ „So ist der Heilige Geist da, der es durch Daniel redet. Denn solch hoch, heimlich Ding könnte Niemand wissen, wo es der Heilige Geist nicht durch die Propheten offenbart; wie droben oft gesagt, daß die heilige Schrift durch den Heiligen Geist gesprochen ist.“ „So ist der Heilige Geist auch da, als der rechte einige Gott, der durch David und alle Propheten mit uns Menschen redet.“ „Wohlan, St. Johannes fähet sein Evangelium also an: Im Anfang war das Wort &c. Dies sind St. Johannis, oder vielmehr des Heiligen Geistes Rede.“ Erl. Ausg. 37, S. 11. 12. 15. 16. 31. 40. „Die heilige Schrift ist Gottes Wort, geschrieben, und, daß ich's also rede, gebuchstabet, in Buchstaben gebildet.“ „Gott aber ehret und segnet die, welche mit St. Peter bekennen, Christus sei des lebendigen Gottes Sohn, und die Schrift sei von dem Heiligen Geist geschrieben.“ Erl. Ausg. 52, S. 298. 299. „Römer 15. Was aber vorhin geschrieben ist &c. Das ist: Der Heilige Geist wollte gerne schreiben und lesen, wenn er könnte Leser und Hörer haben. Durch die Propheten hat er uns geschrieben; da man das nicht verstehen konnte, oder nicht lesen wollte, da fing er selbst an durch die Apostel uns zu lesen und zu lehren, daß wir's ja sollten verstehen.“ Erl. Ausg. 52, S. 382. Moses fons est, ex quo prophetae sancti et apostoli quoque sapientiam divinam spiritus sancti beneficio hauerunt. Sentiamus igitur hunc psalmum ab ipso spiritu sancto factum et nobis propositum esse. Erl. Ausg. Opp. lat. 18, S. 265. 270. „Was nun in den Propheten geschrieben und verkündigt ist, sagt Petrus, das haben nicht Menschen erfunden, noch erdacht, sondern die heiligen, frommen Leute haben's aus dem Heiligen Geist geredet.“ Erl. Ausg. 52, S. 234. „Solches muß allein die heilige Schrift thun, von Gott selbst eingegeben und gelehret.“ Erl. Ausg. 52, S. 390.

Ebenso fest, wie der göttliche Ursprung, steht Luther die absolute Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift. Er urtheilt und lehrt, daß jeder Tüttel, jeder Buchstabe der Schrift unverbrüchliche Geltung hat, daß sich in der Schrift keinerlei Irrthümer finden, keine Widersprüche, auch nicht in den geringfügigsten Dingen. „Der Heilige Geist ist kein Narr noch Trunkensbald, der Einen Tüttel, geschweige Ein Wort sollte vergeblich reden.“ W. III, S. 2804. Vorher citirt Luther mehrere Bibelsprüche, auf die er eben diesen Kanon anwendet. „Und gilt unsere Schrift so viel, als ihre (der Juden); sintemal kein Buchstabe in der Schrift vergeblich ist. Daß sie aber unsere Schrift wollen deuten, das gestehen wir nicht zu; und sie haben es auch nicht Macht noch Recht, denn es ist Gottes Schrift und Gottes Wort, die kein Mensch deuten soll noch kann.“ Erl. Ausg. X, S. 1018. „Deshalb sollen wir lernen, die Majestät und das Ansehen des Wortes

groß und herrlich zu machen. Denn es ist nicht etwas Geringes, wie die Schwärmer heutzutage meinen, sondern ein Tüttel ist größer, als Himmel und Erde. Deshalb nehmen wir hier durchaus keine Rücksicht auf die Liebe oder christliche Einigkeit, sondern gebrauchen schlechterdings des Richtstuhls, das heißt, wir verfluchen und verdammen Alle, die auch nur im Geringsten die Majestät des göttlichen Worts verkehren oder verletzen.“ St. Louiser Ausg. IX, S. 655. „Ich verwerfe sie (die Lehrer der Kirche) nicht, aber dieweil Jedermann wohl weiß, daß sie geirrt haben als Menschen, will ich ihnen nicht weiter Glauben geben, denn sofern sie mir Beweisung ihres Verstandes aus der Schrift thun, die noch nicht geirrt hat.“ W. XV, S. 1758. „Das hat den guten Mann Dekolampad betrogen, daß Schrift, so wider einander sind, freilich müssen vertragen werden und ein Theil einen Verstand nehmen, der sich mit dem andern leidet; weil das gewiß ist, daß die Schrift nicht mag mit ihr selbst uneins sein.“ St. Louiser Ausg. XX, S. 798. „Es ist unmöglich, daß die Schrift wider sich selbst sein sollte; ohne allein, daß die unverständigen, groben und verstockten Heuchler so dünket.“ St. Louiser Ausg. IX, S. 356. „In der Schrift stimmt das Vorige mit dem Letzten.“ St. Louiser Ausg. I, S. 654. In der Auslegung der Genesis, zu 11, 11., bemerkt Luther: „Hier entsteht auch noch eine andere Frage: Wie Arphachsad zwei Jahre nach der Sintfluth gezeugt sei, dieweil er der dritte Sohn Sems ist? wie Mose im vorigen Capitel, B. 22., angezeigt hat.“ Er zeigt dann, wie Andere diesen scheinbaren Widerspruch ausgeglichen haben, und welches seine Meinung ist, und schließt diese Frage mit den Worten ab: „Aber, wie gesagt, wird dadurch unser Glaube nicht gefährdet, wenn wir solches gleich nicht wissen. Denn das ist gewiß, daß die Schrift nicht lüget.“ Also das ist nach Luthers Urtheil gewiß, daß die Schrift auch in solchen äußerlichen Dingen, wie in chronologischen Notizen, nicht irrt und lügt. St. Louiser Ausg. I, 713. 714. Vergl. auch S. 721. Köhler schreibt S. 34 im Anschluß an die bekannten Worte Luthers: „Hier wirst du die Windeln und die Krippen finden, da Christus innen liegt“ 2c.: „Zu diesen geringen Windeln und Krippen rechnet Luther ohne Zweifel auch die Irrthümer, welche in den heiligen Schriften vorkommen.“ Der Satz wird richtig, wenn man ihn just in das Gegentheil umsetzt: Bei diesen geringen Windeln und Krippen denkt Luther sicher nicht an etwaige Irrthümer der Bibel. Hebt er doch auch in demselben Zusammenhang hervor, daß diese geringen Worte der Schrift eitel Worte der göttlichen Majestät, Macht und Weisheit sind.

Wir könnten diese Zeugnisse Luthers von dem göttlichen Ansehen der Schrift leicht verzehnfachen, ja verhundertfältigen. Im Grund bedarf es gar keiner Citate. Wer mit Luthers Schriften, insonderheit seiner Schriftauslegung einigermaßen vertraut ist, der weiß, wie oft er, was er aus der Schrift anführt, direct dem Heiligen Geist zuschreibt, und daß er jedes Schriftwort als ein Wort ansieht und behandelt, das Gott zu uns geredet

hat, und an welches wir daher unbedingt gebunden sind. Die Köhler'sche Darlegung der Stellung Luthers zur Schrift ist eine Verfälschung der Lehre Luthers, wie sie nicht krasser und gröber gedacht werden kann. Und wir haben nun Beweises genug, wie die neueren Kritiker mit „der geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit“ umspringen.

Wahrlich, es ist ein Sieg und Triumph der alten kirchlichen Inspirationslehre, wenn sie mit derartigen Mitteln und Waffen bekämpft wird.
G. St.

(Eingefandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Südost-Missouri.)

Vom Privatstudium des Pastors.

(Schluß.)

3. Das Nöthige. Zum Nöthigen des Privatstudiums sind diejenigen Hilfsmittel zu rechnen, deren wir bedürfen, um dem Nothwendigsten und Nöthigeren unsers Studiums möglichst gerecht zu werden. Obenan steht die

Sprachwissenschaft. Ein Theologe sollte den Grundtext der Schrift, wenn irgend möglich, lesen können und dazu die hebräische und griechische Sprache fleißig treiben. Zum Lesen fast der meisten älteren hervorragenden Kirchenlehrer ist die lateinische Sprache nothwendig.

Scheele in seiner „Trunkenen Wissenschaft“, S. 11, schreibt: „Ich schließe mit meinem Caeterum Caeterum: Täglich die heilige Schrift, zuerst im Grundtexte, dann in Luthers Uebersetzung!“

Luthers Uebersetzung der heiligen Schrift in die deutsche Sprache ist ein so herrliches, unübertreffliches Meisterwerk, daß das Verständniß der Grundsprachen zum Studium der heiligen Schrift für die eigene und für die Seligkeit anderer nicht unbedingt nothwendig ist. Aber wem Gott die Gunst und Gelegenheit gegeben hat, die Grundsprachen zu erlernen, der sollte ja recht dankbar dafür sein und diese Gabe nicht verachten und verschütten, sondern die Schrift auch fleißig in den Grundsprachen lesen und namentlich bei der Vorbereitung auf seine Predigten den Grundtext ansehen, in welchem die göttlichen Wahrheiten ursprünglich niedergelegt sind. Hieraus tritt uns der Sinn des Heiligen Geistes am klarsten entgegen. Wer der Grundsprachen nicht mächtig ist, muß und kann ja freilich zu den Erklärungen rechtgläubiger Kirchenlehrer greifen, welche die Schrift aus dem Grundtexte erklärt haben. Aber die eigentliche Auslegung und Erklärung der Schrift kommt aus dem Grundtexte. In August Pfeiffers „Thesaurus hermeneuticus“ lautet der 24. Canon: „In Erklärung jeder Schriftstelle muß auf den Originaltext zurückgegangen werden.“ Man kann wohl auch ohne Kenntniß der Grundsprachen selig werden und andere zur Seligkeit führen, aber ohne Hülfe der Grundsprachen würde die Wahr-

heit nicht so klar hervorgehoben und der Irrthum nicht so entschieden zurückgewiesen werden können, als dies aus dem Grundtexte geschieht.

Dr. Luther sagt in seiner Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands: „So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten; denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die hebräische, das Neue in die griechische; welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Worte erwählet hat, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren.“

In derselben Schrift sagt Luther: „Item, St. Augustinus selbst muß bekennen, wie er schreibet de doctrina Christiana, daß einem christlichen Lehrer noth ist über die lateinische auch die griechische und hebräische Sprache. Es ist sonst unmöglich, daß er nicht allenthalben anstoße; ja noch Noth und Arbeit da ist, ob einer die Sprachen wohl kann.“

Von sich selbst sagt Luther in derselben Schrift: „Das weiß ich aber wohl, wie fast der Geist alles allein thut, wäre ich doch allen Büschen zu ferne gewesen,¹⁾ wo mir nicht die Sprachen geholsen und mich der Schrift sicher und gewiß gemacht hätten. Ich hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen“ (das kann also auch ohne Kenntniß der Sprachen geschehen), „aber den Pabst und die Sophisten mit dem ganzen antichristlichen Regimente würde ich wohl haben lassen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast, als meine Sprache und Feder in der Schrift. Denn mein Geist nimmt ihm nichts, denn mich allein; aber die heilige Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge und thun ihm Schaden in seinem Reiche.“

Den Waldensern in Böhmen schrieb Luther 1523 eine Schrift vom Anbeten des Sacraments des heiligen Leichnams Christi. Darin sagt er: „Und zwar, wenn ich's bei euch erlangen könnte, wollte ich bitten, daß ihr die Sprachen nicht also verachtet, sondern, weil ihr wohl könntet, eure Prediger und geschickte Knaben allzumal ließe gut lateinisch, griechisch und hebräisch lernen. Ich weiß auch fürwahr, daß wer die Schrift predigen soll und auslegen, und hat nicht Hülfe aus lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, und soll es allein aus seiner Muttersprache thun, der wird gar manchen schönen Fehlgriff thun; denn ich erfahre, wie die Sprachen über die Maßen helfen zum lautern Verstand göttlicher Schrift. Das hat auch St. Augustinus gefühlet und gemeinet, daß in der Kirche sein sollen, die auch griechisch und hebräisch können, zuvor die das Wort behandeln sollen, denn der Heilige Geist hat in diesen beiden Sprachen das Alte und Neue Testament geschrieben.“

Luther, der das Studium der Grundsprachen so dringend anrath, war aber weit entfernt, dasselbe zu dem Nöthigsten zu rechnen. Er schreibt

1) „allen Büschen zu ferne sein“ = eine Sache nicht ausführen können.

doch auch gegen Erasmus, der sich auf seine Sprachkenntnisse viel zu Gute that: „Ich sehe, daß deshalb noch niemand ein weiser Christ ist, weil er ein Grieche oder Hebräer ist, wie auch der selige Hieronymus mit seinen fünf Sprachen nicht an den einsprachigen Augustinus herangekommen ist.“ (An Joh. Lange, bei De Wette, Briefe, Bd. 1, Br. 29, S. 52.)

Es versteht sich ja von selbst, daß wir uns vor allem in die Sprache hineinarbeiten und in derjenigen Sprache heimisch sein müssen, in welcher wir das Wort zu verkündigen haben, in unserer Muttersprache. Auch das gehört zum Privatstudium, daß wir uns zum allerwenigsten durch das Lesen guter Muster und Vorbilder in derselben vervollkommen. Da aber die Sprache der Schrift und der Kirche zum Theil ganz andere Begriffe und Ausdrücke hat, als die Sprache der Welt, so dürfen unsere Muster nicht sowohl weltliche Autoren, wie Schiller und Göthe sein, sondern vor allem die deutsche Bibel, und die Schriften dessen, der sie übersehte, Luthers, ferner die Predigten eines Gerhard, eines Walthers und anderer reiner Kirchenlehrer.

Logik folgt dann als die nächste Hülfswissenschaft, die wir beim Privatstudium nicht bei Seite liegen lassen dürfen. Die Gesetze des Denkens, die Verknüpfung der Gedanken, die Zergliederung des Stoffes, der Aufbau der einzelnen Stücke zum Ganzen, dies alles ist für unser Amt unerläßlich. Aber sie ist nur Gehülfin und Handlangerin, die Vernunft kann in geistlichen Dingen nichts erfinden, sie hat es nur mit gegebenen Dingen in der Theologie zu thun, mit lauter in der Schrift schon niedergelegten, offenbarten und ewig bestehenden Wahrheiten, an denen sie nicht rütteln und ändern kann. Sobald die Vernunft durch logisches Denken die Schriftwahrheiten, auch nur der Erklärung halber, mit menschlichen Gedanken durchsetzen, vermischen, ändern, die großen, göttlichen Geheimnisse auflösen will, wird sie die alte, böse Wettermacherin, gegen welche Luther so gewaltig zu Felde zog. Die Vernunft hat ihre Grenzen, in jeder offenbarten, göttlichen Lehre, über die sie nicht hinausgehen kann. Bei jeder offenbarten göttlichen Lehre kommt ein Punkt, an welchem das göttliche Geheimniß angeht, das geglaubt und in Demuth angenommen werden muß, an dem aber alle Vernunft und alles logische Denken zu Schanden wird. Das lautet freilich den neueren Theologen sehr unwissenschaftlich.

Rhetorik ist ferner für einen Prediger nothwendig, der Gottes Wort öffentlich vortragen soll, das heißt, Kenntniß der Gesetze der Redekunst und Predigt. Aber auch alle Redekunst steht nur da als Gehülfin, sie nützt nichts im Predigtamte, wo sie nicht lediglich dazu dient, die gegebenen Schriftwahrheiten darzustellen. Die einfachsten Regeln für den Prediger als Redner faßt Luther in die Worte zusammen: „Ein Prediger soll ein dialecticus und rhetor sein, das ist, er muß können lehren und vermahnen. Wenn er nun von einem Dinge oder Artikel lehren will, soll er ersilich

unterscheiden, was es eigentlich heißt; zum andern definiren, beschreiben und anzeigen, was es ist; zum dritten soll er die Sprüche aus der Schrift dazu anführen und damit beweisen und bestärken; zum vierten mit Gleichnissen schmücken; zuletzt die Faulen vermahnen und munter machen, die Ungehorsamen, falsche Lehre und ihre Stifter mit Ernst strafen. Also doch, daß man sehe, daß es aus keinem Widerwillen, Haß und Neid geschehe, sondern allein Gottes Ehre und der Leute Nutz und Heil suche.

„Und also geht es fein auf einander; wenn Einer erstlich ein guter textualis und darnach ein dialecticus und rhetor ist, so kann er auf vorhergehendes ernstliches Gebet, und wenn er fleißig studiret, mit Hülfe und Regierung Gottes des Heiligen Geistes wohl ein guter und munterer Prediger werden. Die aber diese Ordnung umkehren und sich dünken lassen, weil sie ihre artes studirt haben, so wollen sie doch wohl predigen, wenn sie gleich nicht viel in der Bibel lesen, die sollen dem feinen artigen Gleichnisse Herrn D. Lucä Osiandri nachdenken, der in praefatione libelli de ratione concionandi also schreibt: Qui rerum sacrarum cognitione destituitur, et ex artibus dicendi conciones formare praesumit, non dissimilis mihi videtur aurifabro, qui artem quidem scite fabricandi probe teneat, et omnibus necessariis instrumentis sit instructus, sed interim neque aurum habeat, neque argentum.“ (Conrad Porta, Pastorale Lutheri, p. 59.)

Am meisten haben wir uns bei unserer öffentlichen Predigt der Einfältigkeit und Verständlichkeit zu befleißigen, nach dem Vorbilde des HErrn Jesu, der meistens Gleichnisse aus dem alltäglichen Leben nahm, welche Jung und Alt verständlich waren. Paulus bekennet seinen Corinthern 1 Cor. 2, 4.: „Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit“, und 1 Cor. 9, 22.: „Den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne.“ Das Phrasengeklingel, die schwülstige Sprache, das Bestreben, nur den sogenannten Gebildeten zu predigen, wie es in so vielen neueren Predigtbüchern hervortritt, sollte fern von uns sein.

Porta in seinem Pastorale Lutheri hat treffliche Winke Luthers über die rechte Rhetorik zusammengestellt, S. 60 ff., aus denen wir folgende hervorheben wollen:

„Um die arme Jugend und den unverständigen gemeinen Mann ist es zu thun, da muß man sich herunterlassen. Also thut der HErr Christus, der gehet nicht anders daher, denn als hätte er mein Martinchen, Paulchen und Magdalenchén vor sich. Wenn er aber kommt zu den Pharisäern, so gibt er ihnen einen Schnitzer.“

„Ein Prediger soll also geschickt sein, daß er fein einfältig und richtig lehren könne die Albernén und Ungelehrten, denen es gar viel mehr am Lehren, denn am Ermahnen gelegen ist. Wir sollen Säugammen sein, gleichwie eine Mutter ihr Kindlein säuget; die pappelt und spielt mit ihrem

Kindlein und schenket ihm aus dem Busen, da bedarf sie denn keines Weins noch Malvasiers zu; denn wir nicht Schenken oder Kretschmare sind. Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volk, das sie nicht achten; denn mit hohen prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet. Viel mit wenig Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst und große Tugend. Thorheit aber ist's, mit vielen Reden nichts reden. Darum sagt St. Petrus wohl: Seid begierig nach der vernünftigen lautern Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf daß ihr durch dieselbige zunehmet."

"Item sollst du in öffentlichen Predigten nicht hebräische, griechische oder fremde Sprache gebrauchen, denn in der Kirche oder Gemeinde soll man reden, wie im Hause daheim, die einsältige Muttersprache, die jedermann verstehet und bekannt ist; denn sehet, wie kindisch Christus redet in Gleichnissen. In Kirchen soll keine Pracht noch Ruhm gesucht werden, da soll es schlecht einsältig und recht zugehen."

"Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägdelein, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon, und wenn sie schon sagen: Ei, er hat köstliche Dinge gesagt und eine gute Predigt gethan; da man sie aber fragt: Was war es denn? so sagen sie: Ich weiß es nicht. Man muß den armen Leuten weiß weiß, schwarz schwarz sagen, aufs allereinfältigste, wie es ist, mit schlechten deutlichen Worten, sie fassen's dennoch kaum. Ach wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einsältig lehrte; von Weinstöcken, von Schifflein, von Brunnen gebraucht er Gleichnisse, alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten können."

Geschichte ist endlich nothwendig für unser Privatstudium, nicht nur die biblische Geschichte, die wir so wie so beim Forschen der Schrift immer besser kennen lernen, auch nicht bloß die Dogmengeschichte, die zur Kenntnißnahme der Lehrstreitigkeiten schon erforderlich ist (und die wir nicht, wie Neuere, als historische Fortentwicklung der einzelnen Lehren, sondern als die Geschichte ansehen, wie die ewigen göttlichen Wahrheiten aus allen Kämpfen immer siegreich hervorgegangen und immer klarer und bestimmter ans Licht getreten sind), sondern auch die eigentliche Kirchengeschichte, besonders in ihren wichtigsten Perioden, einschließlich der Monographien über hervorragende Kirchenlehrer, welche uns in besonderem Grade nützlich und förderlich sind.

Bei allen diesen nothwendigen Stücken unsers Privatstudiums ist aber zu bedenken, was Dr. Walther sagt: „Für so nothwendig wir die Wissenschaft, insonderheit die Sprachwissenschaft, die Logik, die Rhetorik und die Geschichte zur Erforschung des Inhalts der heiligen

Schrift ansehen, so wollen wir doch nichts von einer Wissenschaft wissen, welche der Schrift gegenüber, anstatt Magd und Schülerin zu sein, die Hausherrin und Meisterin spielen, anstatt nur zur Auffindung der in der Schrift enthaltenen Wahrheit behülflich zu sein, über dieselbe zu Gericht sitzen und entscheiden, anstatt sich selbst aus der Schrift zu berichtigen, die Schrift aus sich corrigiren will, anstatt in ihrer Sphäre zu bleiben, die zufällig auf ihrem Gebiete geltenden Gesetze zu allgemeinen erheben und dieselben auch dem Schriftgebiete aufnöthigen will.“

In den falschen Kirchen verwirft man rechte Lehren, weil sie mit der Vernunft nicht stimmen; so bei den Reformirten die Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl. Da setzt man die Vernunft zur Meisterin über die Schrift. Die Philosophie hat je und je sich bemüht, christliche Wahrheiten aus menschlichem Verstande herzuleiten, und sich damit über die Offenbarung erhoben. Alle die modernen theologischen Systeme und Schulen sind philosophischer Schwindel. Wie hat man die Geschichte, geschichtlichen Boden, geschichtliche Entwicklung gemißbraucht, um Duldung von Irrlehren, Berechtigung falscher Unionen dadurch zu begründen! Mit dem allen bleiben wir unverworren, alle Gelehrsamkeit der Welt soll uns nicht ein Tüttelchen der Schriftwahrheiten verkümmern.

Dr. Walther sagt weiter: „Mag die Wissenschaft noch so zuversichtlich die Resultate ihrer Forschungen für absolut gewisse Wahrheiten ausgeben, so halten wir doch nicht sie, wohl aber die Schrift für infallibel. Widersprechen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung der klaren Schrift, so ist es uns daher von vorne herein gewiß, daß sie nichts sind, als gewisser Irrthum, selbst wenn wir nicht im Stande sind, ihn als solchen anders als mit Berufung auf die Schrift nachzuweisen. Die heilige Schrift steht uns aber auf alle Fälle fest, wie groß auch immer der Conflict sein mag, in welchen wir bei dieser Annahme mit den Ergebnissen der Wissenschaften gerathen.“

Das ist durch Gottes Gnade unsere Stellung zur Schrift, um welcher willen unsere Synode als „das infallible, hochmüthige, rechthaberische Missouri“ verschrieen ist.

Zu dem Nothwendigen, das wir im Privatstudium betreiben müssen, gehört auch, weil wir Aufseher der Schulen sind, so viel Kenntnißnahme aus dem Erziehungswesen und christlicher Pädagogik, als zu unserm Amte erforderlich ist. Ebenso müssen wir auf die herrschenden Zeitströmungen des öffentlichen Lebens, insofern sie auf die uns anvertrauten Seelen einwirken, Acht geben, und uns um die Nationalsünden bekümmern, um unsere Christen mit Gottes Wort vor dem Einflusse derselben zu bewahren. Ueberhaupt müssen wir offene Augen haben für alle Ereignisse in kleineren und weiteren Kreisen und uns üben, dieselben nach Gottes Wort zu beurtheilen. Aber das soll uns feststehen, daß alle unsere Arbeit auf unser und unserer Zuhörer Heil gerichtet sei.

Gott gebe uns um Jesu Christi, Seines lieben Sohnes willen, daß wir fleißig das studiren, was Er uns geboten hat, und daß unser Studium dazu diene, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung des ewigen Lebens, Geduld, Sanftmuth, Demuth, Selbstverleugnung, wahre Gottseligkeit und alle Tugenden in unsere und unserer Zuhörer Herzen hineinzusenken, das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit, zu erlangen, und einst mit vielen uns anvertraut gewesenen Seelen vor dem Throne des Lammes ewig zu triumphiren! Amen.

Woher nimmt die Kirche theologische Professoren?

Mit dieser Frage beschäftigt sich ein Schreiber in der Stöcker'schen „Kirchenzeitung“. Die Behandlung dieser Frage ist durch das in Preußen umgehende Gerücht veranlaßt, daß der Cultusminister gerne mehr „positive“ Männer in theologische Professuren berufen würde, wenn — sie nur zu haben seien. Sie seien aber nicht zu haben, weil, was „positiv“ sei, der nöthigen wissenschaftlichen Tüchtigkeit ermangele. In seiner Verlegenheit habe der „Herr Minister“ schon zum Auslande seine Zuflucht genommen. Aber auch im Ausland sei der begehrte Artikel fast nicht aufzutreiben. Die theologischen Lehrer seien nun einmal heutzutage von der „Kritik“ nicht bloß angehaucht, sondern beherrscht. In dieser Verlegenheit will der Schreiber in der „D. E. Kirchenzeitung“ dem Cultusminister zu Hilfe kommen und ihm die rechte Bezugsquelle für theologische Professoren aufzeigen. Er sagt: „Lehrer für die positive Theologie sind reichlich vorhanden, nämlich unter den Pastoren.“

Warum in der Regel die theologischen Lehrer aus den Reihen der Pastoren genommen werden sollten, führt der Schreiber weiter also aus: „Es ist ein Fehler, daß diejenigen Theologen, welche die academische Laufbahn betreten wollen, sobald sie sich den Licentiatentitel erworben haben, frisch darauf an der Hochschule dociren und Lehrer von zukünftigen Pfarrern sein dürfen, während sie selbst noch in keinem Pfarramt gestanden und aus eigener Erfahrung gelernt haben, was zu einem Pfarrer gehöre, und was die Gemeinden von ihren Pfarrern zu fordern und zu erwarten haben. Es ist ein Fehler, daß solche jugendliche Gelehrte über Katechetik und Homiletik und Exegese vortragen sollen, obschon sie im Unterrichten und Predigen erst eine ganz geringe Erfahrung gesammelt haben. Und wie sollen sie ihre Studenten zu tüchtigen Seelsorgern heranbilden, sie, die Jahrzehnte hindurch fast nur verstandesmäßig gebildet wurden und das menschliche Herz, das trostige und verzagte Ding (Jer. 17, 9.), günstigsten Falles nur an sich selbst, aber noch nicht an einer großen Zahl von Gemeindegliedern kennen gelernt haben? Man stellt doch sonst die Lehrer an den Volks- und höheren

Schulen erst dann an, wenn sie eine Zeit lang praktisch thätig gewesen sind und sich leidlich bewährt haben, aber an die evangelischen Universitätsprofessoren, deren Amtsthätigkeit doch wahrlich nicht geringer anzuschlagen ist, stellt man diese Forderung nicht! Das ist gewiß nicht richtig, das ist ein großer Fehler. Würden die jungen Gelehrten erst eine Zeit lang als Schulmeister, Pfarrer und Seelsorger zu wirken haben, so würden sie sich gar bald davon überzeugen, daß man in der Volksschule und unter der Kanzel von der Entstehung des Pentateuchs und von der Echtheit des Galaterbriefes nichts hören will, und daß am Kranken- und Sterbebette das neue Dogma oder die religionslose Moral nicht tröstet und daß alles in so langer Zeit und mit so viel Mühe erworbene gelehrte Wissen dem Pfarrer nicht entfernt so viel nütze, als die Kernsprüche der Bibel und die altbekannten Liederverse, und daß man selbst im Glauben und in der Liebe festgewurzelt sein müsse, wenn man andere zu dem in der Liebe thätigen Glauben führen und darin fördern wolle. Und wenn dann ein solcher Pfarrer aus eigener Erfahrung gelernt hat, was der Christenmensch für sich selbst und was der zukünftige Geistliche für seine Gemeinde vorzugsweise brauche, dann wird er auch als Universitätslehrer gar manches als Nebensache behandeln oder links liegen lassen, was ihm während seiner Lehrzeit als die Hauptsache gegolten hatte, und wird als Examinator seine Prüflinge nicht lediglich nach dem Maß ihrer Kenntnisse beurtheilen. Aus diesen Gründen bin ich der Meinung, daß die Männer, welche dereinst eine theologische Universitätsprofessur bekleiden wollen, in der Regel (Ausnahmen sind unter gewissen Voraussetzungen¹⁾ selbstverständlich zuzulassen) zuvor . . . ein Pfarramt verwaltet haben sollten.“

Nachdem der Schreiber sich noch einige Vorschläge darüber erlaubt hat, wie man die theologischen Professoren unter den Pastoren suchen und finden könne, fährt er fort: „Auf eins möchte ich zum Schluß noch aufmerksam machen, wovor man sich bei der Professorensuche hüten muß und was das Finden so außerordentlich erschwert, ja fast unmöglich macht, das ist die Forderung, daß der zu ernennende Docent schon Hervorragendes und von dem gewöhnlichen Herkommen Abweichendes oder Neues vorgetragen habe. Im Gegentheil, wir wollen keine Athener sein, die darauf aus sind, immer etwas Neues zu sagen oder zu hören (Apost. 17, 21.), sondern es kommt darauf an, daß die Wahrheit gesagt wird und daß sie in schlichter und überzeugender Weise gesagt wird. . . Neue Menschenfundlein halten die Wahrheitsprobe nicht aus. Also: man verlange von den zu erwählenden Professoren zunächst nichts Neues oder gar viel Neues, sondern die Gabe, das bewährte Alte klar und schlicht und schön und herzendringend vorzutragen; und um

1) Zu diesen Voraussetzungen gehört vor allen Dingen lebendiges Christenthum und geistliche Erfahrung. Wer sein eigenes Herz recht kennt, kennt dann auch die Herzen Anderer.

dies zu können, dazu braucht man kein hervorragendes Genie zu sein, sondern — eine etwas mehr als mittelmäßige Begabung vorausgesetzt — nur fleißig zu beten und zu arbeiten. — Und solche Leute sollten unter den Pastoren nicht zu finden sein? O gewiß, sogar in Menge. Denn nur die productiven Talente sind selten; solche aber, welche reproduciren, sogar gut reproduciren, zusammenfassen und gestalten können — und solche werden vorzugsweise gebraucht — sind häufig zu haben. Es kommt nur darauf an, sie zu suchen und zu rufen aus der Zahl der Pastoren. Sind dieselben auch nicht sofort große Gelehrte, einen Vorzug werden doch die meisten von ihnen vor jenen jungen und alten gelehrten Herren voraus haben, der zwar nur ein formaler, aber doch hochschätzbarer ist: sie werden nicht, wie so viele dieser steifen Herren, so widerwärtige Perioden dreheln und zusammenschachteln, welche einem den Genuß so manches theologischen Buches geradezu verleiden (Vgl. Hitzig, alttestamentl. Theol. Seite 11: „Bemerken Sie, meine Herren, Prof. G. in G. ist eingesperrt worden, weil er auf die Preußen geschimpft hat. Das geschah ihm ganz recht; denn wenn er es um sonst nichts verdient hätte, so hat er es wegen des schlechten Deutsch verdient, das er schreibt.“), sondern sie werden, weil sie gewohnt waren, vor dem schlichten Volke und zu Kindern zu reden, schlicht und einfach reden.“

So weit der Schreiber in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“. Man wird ihm in seinen Ausführungen, so weit sie gehen, beistimmen müssen. Was er ausführt, ist selbstverständlich. Was ist natürlicher, als daß die Kirche die Lehrer für ihre zukünftigen Pastoren aus den Leuten nimmt, die das Pastor sein aus eigener Erfahrung kennen und daneben nach ihrer Begabung Hoffnung geben, daß sie auch Andere die Tüchtigkeit, das Amt des Neuen Testaments zu führen, lehren können.

Aber man gibt sich drüben einer Täuschung hin, wenn man meint, man könne das zu Tage liegende Professorenübel dadurch heben, daß man die theologischen Professoren künftighin vorzugsweise aus den Pastoren nimmt. Der eigentliche Schade liegt viel tiefer. Wird der nicht gehoben, so werden die theologischen Lehrer, auch wenn sie anfänglich besser standen, immer wieder degeneriren. Die Belege dafür liegen vor, auch gerade im letzten Jahrzehnt. Auch die Berufung der Professoren durch „die Organe der Kirche“, anstatt durch die Staatsministerien, wird keine wesentliche Aenderung bringen. Der eigentliche Schade liegt da, daß man in dem modernen Christenthum der Universitätstheologie eine ganz falsche Aufgabe zugewiesen hat, nämlich die Pflege einer autonomen, über der Autorität der Heiligen Schrift stehenden „theologischen Wissenschaft“.

Die Irrthumslosigkeit der Heiligen Schrift hat man preisgegeben. Selten findet sich selbst unter den „positiven“ Pastoren noch Jemand, der die Inspirationslehre im Sinne der Heiligen Schrift festhielt. Man hat

es verlernt, sich in allen geistlichen Dingen auf die Heilige Schrift als die alles entscheidende Autorität zu berufen. Statt dessen verehrt man die „theologische Wissenschaft“. Sie allein soll einigermaßen im Stande sein, zwischen Wahrheit und Irrthum in der Schrift zu scheiden. Sie hat die Aufgabe, die christliche Lehre vor der großen Weisheit unserer Zeit zu entschuldigen, gelehrter ausgedrückt: „wissenschaftlich zu rechtfertigen“, die „innere Nothwendigkeit des christlichen Glaubens aufzuzeigen“ 2c. Zu diesem Zweck hat man die theologischen Professoren mit den verderblichen Privilegien ausgestattet. Auch die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ hat wiederholt gesagt, man müsse der „wissenschaftlichen Theologie“ eine „gewisse Freiheit der Bewegung“, eine gewisse „Lehrfreiheit“ gestatten. Das heißt doch, ins Deutsche übersetzt, man dürfe die „theologische Wissenschaft“ nicht so strenge an die Heilige Schrift als die einzige Quelle und Norm des christlichen Glaubens binden.

Ist es zu verwundern, wenn man sich bei dieser Stellung zur „theologischen Wissenschaft“ ein Professorengelecht großgezogen hat, das sich schier als Mittler zwischen Gott und den Menschen aufspielt, das die Kritik der „Laien“ und aller „nicht berufsmäßig mit der Theologie befaßten“ Personen nicht leiden will, das sich der Kirche gegenüber auf den Staat stützt 2c. Selbst das Periodendreheln und Periodenzusammenschachteln, worüber der Schreiber in der „Kirchenzeitung“ klagt, ist nicht sowohl auf eine Bosheit seitens der „jungen und alten gelehrten Herren“, als vielmehr auf die falsche Stellung zurückzuführen, die man der „wissenschaftlichen Theologie“ zuweist. Wer die biblische Wahrheit mit der Weisheit dieser Welt „vermitteln“ will, muß sich fortwährend in Halbheiten und logischen Widersprüchen bewegen. Um aber diese jämmerliche Sachlage möglichst zu verdecken, gibt es kaum ein besseres Mittel, als sich in „wissenschaftlichen“ Redewendungen, in verwickelten Gedankengängen, Satz- und Periodenbauten zu ergehen.

Kurz, will man dem Professorenübel, unter dem man gegenwärtig in Deutschland seufzt, gründlich wehren, dann nehme man vor allen Dingen wieder die rechte Stellung zur Heiligen Schrift ein. Man gebe alle Versuche, die kirchliche Inspirationslehre wissenschaftlich zu „reconstruiren“, auf und bringe wieder zur Geltung, daß die Heilige Schrift das durchaus unfehlbare, klare Wort Gottes ist, das alles richtet, aber von Niemand gerichtet werden darf, auch nicht von „wissenschaftlichen“ Professoren der Theologie. Man lerne wieder, daß die höchste Kunst in der christlichen Kirche die ist, Gottes Wort, wie es in der Heiligen Schrift geoffenbart vorliegt, lauter und rein, ohne Zusatz und ohne Verstümmelung, zu verkündigen, und daß die besten theologischen Lehrer die sind, die den ganzen „wissenschaftlichen Apparat“ und alles „gelehrte Wissen“ dazu verwenden, tüchtige Prediger des Wortes Gottes zu bilden.

F. P.

Vermischtes.

Luthers Aufenthalt in Leipzig. Ueber Luthers Aufenthalt in Leipzig ist im Allgemeinen wenig bekannt, weshalb die nachfolgenden Notizen nicht ohne Interesse sein werden. Luther war zum ersten Male 1512 in Leipzig, um die Doctoratsunkosten beim kurfürstlichen Rentmeister zu holen. Während der Leipziger Disputation wohnte er bei dem berühmten Augenarzte Dr. Stromer, dem Erbauer und damaligen Besitzer von Auerbachs Hof. Als er im April 1521 nach Worms zog, spendete ihm die Stadt Leipzig, welche er auf seiner Reise dorthin berührte, einen Ehrentrunf und gab ihm ein Geschenk von 36 Groschen. Im December 1521 kehrte er heimlich mit einem Knechte zu Pferde im Gasthause zu den drei Schwänen am Brühl ein und herbergte acht Tage darauf, als er von Wittenberg zurückkehrte, ebendasselbst. Am ersten Pfingsttage 1539 predigte er in der Thomaskirche über Apost. 2, 1—13. Sonst ist er nicht wieder nach Leipzig gekommen.

(Sächsisches Kirchen- und Schulblatt.)

Zur Beurtheilung des Papstthums. In seinem Rundschreiben über das Rosenkranzgebet sagt der Pabst: „Die mächtige und gnädige Helferin des christlichen Volkes, die jungfräuliche Gottesmutter, verdient es, daß wir sie sowohl mit täglich herrlicherem Lobe erheben, als auch mit lebhafterem Vertrauen anrufen. Einen vermehrten Grund des Vertrauens und Preises bietet die Menge der Wohlthaten, die durch sie dem allgemeinen Wohle fortgesetzt zufließen. Besonders in diesen für die Religion so schweren Zeiten sehen wir denn auch, wie es die Katholiken nicht fehlen lassen in der Liebe und Verehrung der seligsten Jungfrau. Das beweisen die zahlreichen Vereinsgründungen unter ihrem Schutze, die herrlichen ihr gewidmeten Kirchen, die gesteigerte Pflege der Wallfahrten zu ihren bevorzugten Heiligthümern, die ihr zu Ehren abgehaltenen Versammlungen und anderes der Art, was für die Zukunft die besten Aussichten eröffnet.“ Dazu bemerkt das „Sächs. Kirchen- und Schulblatt“ etwas matt: „An die Stelle Gottes des Allmächtigen und seines Sohnes unsers Heilandes wird hier Maria gestellt. Das erste Gebot: ‚Du sollst nicht andere Götter haben neben mir‘ wird völlig verachtet, indem die Gottesmutter als Helferin des christlichen Volkes angepriesen wird. Es kann einem leid thun um die röm.-kath. Kirche, in der so viele schöne Kräfte sind, daß von ihrem Haupte ihr immer wieder dieses Widerchristenthum geboten wird, und zugleich einem großen Theil unsers deutschen Volkes. Man sollte da immer wieder zeugen und sich nicht damit begnügen, daß es Luther vor 300 Jahren einmal gethan hat. Wir sind in diesem Gegenzeugniß jetzt viel zu matt. Daß der Evangelische Bund auf seiner Hauptversammlung in Zwickau gerade gegen diese so grauenvoll das erste Gebot mit Füßen tretende Encyclica protestirt hat, ist nur erfreulich.“ Man wird über ein mattes Gegenzeugniß nicht hinauskommen,

so lange man, wie hier geschieht, das Papstthum für eine Gemeinschaft mit gutem Kern und einzelnen bösen Auswüchsen hält. Im Papstthum ist der Kern verkehrt und rottefaul, weil durch die ganze große Maschinerie der kirchlichen Lehren, Ordnungen und Gebräuche die Werklehre eingeschränkt und das Evangelium verworfen wird. Die einzelnen Christen, welche sich noch unter dem Papstthum finden, sind da wie die Gefangenen in einem fremden Lande. Aber das moderne Lutherthum hat viel zu viel Werklehre in den eigenen Adern, als daß es über die Werklehre des Papstes recht ergrimmen könnte.

F. P.

Bismarck über das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler.

In einer Ansprache an die Zöglinge des Lüneburger Lehrerseminars hat Bismarck den deutschländischen Lehrern kürzlich „das Gebot der Liebe“ mit folgenden Worten eingeschränkt: „Vergessen Sie dabei“ (bei der „Rechtspflege“) „nicht, daß selbst das königliche Recht der Begnadigung auf Sie im Schulzimmer übergeht, und lassen Sie diesem immer eine starke Vertretung gegenüber dem Bedürfnisse der Gerechtigkeit, und demjenigen, Strafe zu üben. Es ist im Verkehr mit Kindern in dieser Beziehung leichter, als es später mit erwachsenen Kindern zu sein pflegt. Vergessen Sie nie, daß im Kinde eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn sie allein unter sich sind, oder in Gesellschaft anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natürlichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurtheilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwiderung finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen: die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und Hülflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte. Ich möchte sagen, wie der Mann gegenüber der Frau rücksichtsvoller, höflicher ist, gerade weil er der Stärkere ist. Dieses Verhältniß der Ueberlegenheit ist zwischen Lehrer und Kind noch in größerem Maße vorhanden. Aber gerade in dieser Ueberlegenheit liegt auch für ein edel denkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es Liebe für das eigene Fleisch und Blut, auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er

kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen — eine Ueberwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Berufe!“

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Streit über die Lehre von der Befehrung. Das „Gemeinde-Blatt“ berichtet: Innerhalb der allein stehenden sogenannten Hauge's norwegischen ev.-luth. Synode von America droht ein Lehrstreit auszubrechen und zwar über die Lehre von der Befehrung. Der Pastor Meland verklagte den theologischen Professor Bergslond wegen falscher Lehre, und es wurde deshalb eine Extra-Synodal-Sitzung Ende October d. J. in der Gemeinde des Präses Utheim in Lac qui parle County in Minnesota abgehalten. Bei der Versammlung führte Pastor Meland seine Klage dahin aus, daß Prof. Bergslond in der Synode eine neue Lehre einzuführen suche. Derselbe führe nämlich neue, in der lutherischen Kirche nicht anerkannte Ausdrücke, wie z. B. „Wahlsfähigkeit des Menschen“; oder: „Das erste Ziel der vorbereitenden Gnade sei es, dem Bewußtsein des natürlichen Menschen die Möglichkeit nahe zu legen, etwas anderes zu wählen, als was die selbstsüchtige Natur anzeige“, — „diese Anerkennung zu geben, stehe in des Menschen Freiheit“, u. A. m. Der Professor schreibe durch seine Ausdrücke dem natürlichen, unwieergeborenen Menschen Fähigkeiten zu, die dieser nicht hat, und hege eine unlutherische Auffassung vom natürlichen Verderben des Menschen. — Prof. B. suchte die Anklage als unbegründet und aus Mißverständniß seiner Ausdrücke entstanden abzuweisen. Indes widersprach er sich öfter, und meinte auch unter anderem, sobald ein Mensch Gottes Wort höre, stehe es in des Menschen Macht, das Wort zu verwerfen oder sich davon beeinflussen zu lassen. Wenn die Gnade auf die Herzen eindringe, so wirke dieselbe, und dann liege eine Wahl des Menschen vor, er habe die Wahl, die Gnade Gottes anzunehmen, oder zu verwerfen. Die „Alten“, führte er aus, kommen in Verlegenheit, weil sie festhielten, daß Gott keinen Menschen zwingen, sich zu befehren, und daß doch andererseits der Mensch das Gute nicht wähle, ehe er befehrt sei. Mit dieser Lehre der Alten sei die Sache nicht erklärt. — Dem Professor geht es aber, wie es immer geschieht, wenn man über die Schrift hinausgeht, und Sachen und Vorgänge erklären will, die die Schrift nicht erklärt. Es geräth übel. So weit das „Gemeinde-Blatt“. Die „Alten“ waren sich klar bewußt, daß sie bei ihrer Stellung „die Sache nicht erklärten“. Dabei kamen sie aber durchaus nicht in Verlegenheit. Es ist nicht nur für die Christen insgemein, sondern auch für gelehrte Theologen eine ganz ehrenhafte Position, wenn sie nicht mehr erklären, als Gottes Wort erklärt. Ein rechter Theologe muß nicht nur reden, sondern auch zu rechter Zeit schweigen können, nämlich da, wo Gottes Wort schweigt. Vgl. Concordienformel XI, § 63, S. 717. So lange ein Theologe diese Kunst des Schweigens noch nicht gelernt hat, mangelt ihm noch ein wesentliches Stück der theologischen Ausbildung. Die Erklärungsucht der Theologen hat von jeher das Unheil in der Kirche angerichtet.

Die Sprachenfrage bei den Reformirten. Die Sprachenfrage hat in der Centralsynode der reformirten Kirche zu Verhandlungen Anlaß gegeben, die allem Anschein nach aus dem Umstande hervorgegangen sind, daß die deutschen Gemeinden, namentlich die Jugend derselben, als das Missionsfeld der englischen Missionsgemeinden derselben Kirche angesehen und ausgenützt wird, und daß die deutschen Gemeinden und Pastoren sich einen derartigen Eingriff in ihr Arbeitsfeld und in ihren Bestand nicht stillschweigend gefallen lassen wollen. Die Ref. Kztg. berichtet darüber Folgendes: In der Sitzung am Donnerstag-Nachmittag lenkte Pastor J. Bachmann die Aufmerksamkeit der Synode auf einen Artikel, der in der August-Nummer des *Missionary Guardian* und andern englischen Blättern erschienen war unter dem Titel "German English Work". Es wurde angegeben, daß der betreffende Artikel den Thatfachen widerspreche, eine charaktererschädigende Reflexion (?) auf die deutschen Prediger in großen Städten und eine indirecte Schädigung und Geringschätzung der theologischen Anstalt der deutschen Synoden — das Missionshaus — enthalte. Der Artikel wurde vorgelesen und die Synode ersucht, Stellung zu der Sache zu nehmen. Die Angelegenheit wurde einem besonderen Ausschuß überwiesen, zu welchem der Präsident die Pastoren B. S. Stern, C. Baum, und C. Schmidt und die Ältesten H. Knierim und Geo. Neher ernannte. Dieser Ausschuß unterbreitete am Samstag-Nachmittag folgenden Bericht: „Ihrem Ausschuß wurde der Auftrag ertheilt, Ehrw. Synode Vorschläge zu unterbreiten bezüglich eines gewissen Artikels, der in der August-Nummer des *Missionary Guardian* unter der Ueberschrift 'German English Work' erschienen ist. Wir empfehlen Ehrw. Synode, dem *Missionary Guardian* und solchen kirchlichen Blättern, in denen besagter Artikel erschienen ist, folgendes in englischer Sprache mitzutheilen: Unsere Aufmerksamkeit wurde auf einen Artikel in der August-Nummer des *Missionary Guardian* betitelt 'German English Work', gelenkt, der auch in andern Blättern unsrer Kirche erschienen ist. In diesem Artikel werden die deutschen Prediger unsrer Kirche, die in den großen Städten unter der deutschen Bevölkerung arbeiten, in falschem Licht dargestellt, die, weil sie unwillig oder unfähig sind, die englische Sprache in ihre Gottesdienste einzuführen, gleichgültig und unbekümmert ihre jungen Leute sich an englische nichtreformirte Gemeinden verlieren lassen. Es wird ferner in diesem Artikel insinuiert, daß die deutschen Prediger in großen Städten aus unlautern und selbstjüchtigen Beweggründen der Gründung von englischen Missionen feindselig gesinnt sind und Schwierigkeiten in den Weg legen, daß die jungen Leute in ihren Gemeinden von einer englischen reformirten Gemeinde nichts wissen, noch wissen wollen — und ähnliche Angaben. — Wir möchten hiermit ernstlich gegen die unwahren Anschuldigungen protestiren, die in diesem Artikel und ähnlichen seiner Art erhoben sind. Wir warnen unsere Brüder im englischen Theil unserer geliebten Kirche, solchen Angaben, die eine Saat des Mißtrauens zwischen dem deutschen und englischen Theil der Kirche auszustreuen geeignet sind, Glauben zu schenken. Wir versichern sie, daß wir der Einführung der englischen Sprache in unsern Gottesdiensten nicht feindselig gesinnt sind, sondern dieselbe überall befürworten, wo sie dazu dient, die jungen Leute in treuer Verbindung mit der Gemeinde und der Kirche zu erhalten. Ebenso versichern wir, daß wir der Gründung englischer Missionen in unsern großen Städten gerne Vorschub leisten, und wir befürworten sie überall, wo die englischredenden Missionare nicht in den Irrthum verfallen, die Jugend der deutschen Gemeinden als ihr hauptsächlichstes Missionsgebiet zu betrachten. Mögen unsre Brüder im englischen Theil der Kirche gewiß sein, daß wir ihre und unsere Arbeit als eine betrachten und daß wir kein größeres Verlangen haben, als in brüderlicher Liebe und Eintracht mit ihnen am Aufbau des

Reiches Gottes und unserer geliebten reformirten Kirche zu arbeiten, wie immer dies am erfolgreichsten geschehen könne, sei es in deutscher oder in englischer Sprache.“ Pastor J. H. Stepler unterbreitete folgendes Substitut, welches Annahme fand: „Da besagter Artikel nebst andern ähnlichen Inhalts geeignet ist, die Arbeit in manchen untrer Gemeinden zu stören und zu schädigen, so sei beschlossen, unsre Stellung darüber und dagegen zu definiren, wie folgt: 1. Die Central-Synode ist nicht gegen den rechtmäßigen Gebrauch der englischen Sprache in unsern Gemeinden. 2. Wir sehen es aber als einen unberechtigten Eingriff in unsere Gemeindeangelegenheiten an, wenn von Außerhalbstehenden die Einführung der englischen Sprache forcirt wird. 3. Wenn gesagt wird, daß die deutschen Prediger sorglos sind oder sein können betreffs ihrer jungen Leute, so weisen wir solche Beschuldigung entschieden zurück. 4. Ebenso weisen wir die Beschuldigung zurück, wenn gesagt wird, daß unsre deutschen Prediger die Schuld tragen, wenn englische Missionen nicht gedeihen. 5. Endlich ersuchen wir den um unsere Kirche so vielfach verdienten Herrn Dr. Rutenick, in seinem neuen Eifer für die Einführung der englischen Sprache sich zu mäßigen, da die einzelnen Prediger mit ihren Gemeinden allein berechtigt sind, zu urtheilen, welche Sprache sie gebrauchen sollen.“ (Theol. Zeitschrift.)

II. Ausland.

Die achte „allgemeine lutherische Konferenz“ tagte vom 1. bis 3. October zu Schwerin. Ausführlicheren Bericht, beziehungsweise Beleuchtung, wie sonst, wolle man von uns diesmal nicht erwarten. Wo es galt, Irrlehren zu bekämpfen und das unlutherische Wesen dieser orthodox sein wollenden Partei innerhalb der sogenannten lutherischen Landeskirchen aufzudecken, haben wir die Mühe nie gescheut, Wahres und Falsches sorgsam zu scheiden und damit zugleich, unserer Gewohnheit nach, unsern Lesern zur Lehre und Wehre nach Kräften zu dienen. In diesem Falle jedoch würde es nicht allein eine höchst unerquickliche, sondern auch, wie uns scheinen will, unfruchtbare Arbeit sein, im einzelnen nachzuweisen, wie der Referent über das Hauptthema („Der Werth der Bibel für die Kirche, für unser Volk und für den einzelnen“), ein Mann, zu welchem wir früher in großer persönlicher Verehrung hinauffahen, und mit ihm die ganze, große Konferenz von über 600 Theilnehmern — geheuchelt hat. Wir wollen ja gern annehmen, daß unter dieser großen Zahl manche gewesen sein mögen, welche den Vortrag des Herrn Consistorialrath Dr. Polstorff gar nicht verstanden haben und wirklich der Meinung geblieben sein mögen, es sei in demselben ein ehrliches, klares und entschiedenes Bekenntniß zur heiligen Schrift abgelegt worden. So wären dieselben den 200 Mann zu vergleichen, die mit Absalom gingen und wußten nichts um die Sache. Ihre Blindheit wäre aber um so eher zu entschuldigen, als wirklich der Polstorff'sche Vortrag den Schein eines Eintretens für die göttliche Eingebung und das Ansehen der heiligen Schrift erwecken konnte, weil er eben darauf angelegt war, und der Vortragende es verstanden hatte, seine Meisterschaft in der Anwendung diplomatischer Kunst und Fabricirung einer alle Theile befriedigenden Unionsformel zu beweisen. Das Thema entstammte jenem Vortrage von Luthardt, in dem dieser noch jüngst seine rationalistische Inspirationslehre auseinandergesetzt hatte. Wer etwas näher mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß Polstorff in der Theorie ein ausgesprochener Gegner Luthardts wie der gesammten, in der „Allgemeinen lutherischen Konferenz“ herrschenden Richtung der Erlanger Schule ist. So hat er denn auch in diesem Konferenzvortrage in nicht zu verkennender, ja zum Theil in nahezu mustergültiger Weise gegen diese Richtung Stellung genommen, z. B. wenn er sagt, daß, alles zu-

sammengefaßt, die Frage sei: „ob künftig der autonome Subjectivismus oder die autoritative Schrift in der Kirche die Herrschaft haben soll?“ Dabei aber hat er es, mitten unter den Anhängern dieser Schule stehend, verstanden, dieselben vollständig zu täuschen, indem er, durchweg eine hochwissenschaftliche und darum nicht allen sofort verständliche Form wählend, durch beständige Hervortreibung eines gemeinsamen Gegensatzes gegen die Ritschl'sche Schule diese als die eigentlichen und einzigen Gegner, die Anhänger der Erlanger (Hofmann-Frank'schen) Schule aber als seine Freunde, Brüder und Kampfgenossen bezeichnete, also daß der ganze Vortrag, der, wenn er ehrlich gemeint wäre, seinem Inhalte nach zum Theil als vortrefflich bezeichnet werden könnte, durchaus den Character der Doppelzüngigkeit an sich trägt, insofgedessen auch eine abweichende Meinung nicht laut geworden ist, da eben allen der Vortrag als eine ausgezeichnete Unionsformel angepaßt zu sein schien. Aus diesem Grunde aber widersteht es uns, auf denselben näher einzugehen. Sagen aber mußten wir dies, so schwer es uns auch wird und so leid es uns auch thut. Denn nachdem diese Conferenz, eine Richtung derjenigen, welche nun bereits seit Jahrzehnten einen förmlichen Sturm auf gegen die heilige Schrift unternommen hatten, sich nun den heuchlerischen Schein gegeben hat, als seien sie die Leute, welche für das Ansehen derselben einzutreten hätten, durften wir nicht schweigen. Denn es erschien uns als Pflicht, solche Heuchelei aufzudecken, welche noch dazu darauf berechnet war, dem einfältigen Christenvolke etwas vorzumachen. Eben dies aber erscheint uns als das Traurigste, was es in der christlichen Kirche überhaupt geben kann. So widersteht es uns aber auch, auf diese Conferenz diesmal näher einzugehen. Indem wir, der furchtbaren Tragweite des von uns erhobenen Vorwurfes voll und klar bewußt, uns bereit erklären, erforderlichenfalls auch einen ausführlicheren Beweis anzutreten, bitten wir unsere Leser, sich für jetzt wenigstens an diesen allgemeinen Bemerkungen und einer erneuten Warnung vor jener falschmünzenden Richtung genügen zu lassen, mit dem herzlichsten Wunsche und Gebete, daß der treue Gott doch uns allen Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens und Mundes allezeit geben und erhalten wolle.

(H—r. Freikirche.)

Die „Evangelische Allianz“ wider die „moderne Theologie“. Der Vicepräsident des deutschen Zweiges der evangelischen Allianz, der Berliner Pastor E. Baumann, hat sich in einem am 16. October d. J. in Kassel gehaltenen Vortrage wider die „moderne Theologie“ gewendet. Wir heben aus dem Vortrage das Folgende hervor: „Eines der allerwichtigsten Gebiete des Allianzlebens ist die Mitarbeit an den Glaubenskämpfen unserer Zeit. Zwar hat die Allianz kein eigenes dogmatisches oder theologisches System aufgestellt, noch will sie solches aufbauen; aber sie hält fest an den neun biblischen Consensuspunkten, mit welchen sie ebenso wenig Partei nimmt für eine der historischen Confessionen, als sie bewußt Front macht gegen todten Dogmatismus und gegen unbiblischen Nationalismus. Sie liebt also eher die Vermittelung unter positiv Gläubigen als Dogmenstreitigkeiten unter den Jüngern Jesu. Sie identificirt sich am wenigsten mit politischen Parteien. Ist es doch Thatsache, daß sie in England der liberalen, in Deutschland der conservativen Politik näher steht, ohne sich aber hier wie drüben in politische Streite einzulassen. — Von jenen neun Punkten erwähne ich heut nur die drei, welche von der modernen Theologie am meisten in Angriff genommen sind, nämlich Punkt 1. die göttliche Eingebung, Autorität und Zulänglichkeit der heiligen Schrift, Punkt 3. die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur in Folge des Sündenfalls, Punkt 5. die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben. — Es konnte nicht ausbleiben, daß die modernen Theologen sich gelegentlich gegen diese Allianztheologie ausgesprochen und ihr den Vorwurf der Romantik und schleiermachenden Mystik

gemacht hat. Wir aber meinen, daß, wenn man dem Christenthum den Schleier der heiligen Mysterien abreißt und das Element biblischer Mystik nimmt, ein wesentlicher Bestandtheil seines Wesens verloren geht. Sonst könnte Christus nicht beten, ich danke dir, Gott, daß du es den Klugen dieser Welt verborgen hast und den Unmündigen geoffenbarest. Nicht zu Gerichte sitzen über Christi Worte, nicht sie sondern und sichten, um in selbstherrlicher Kritik jene zu verwerfen, diese zu billigen, sondern sitzen zu den Füßen Jesu und seiner ganzen Rede zuhören, das sollten auch Professoren thun, so lange sie noch christliche Theologen und nicht bloß Philosophen und Philologen sein wollen. Sind doch Männer wie Julius Müller, Tholuck, Rihsch, warme Freunde der Allianz gewesen, ohne der Wissenschaft das Geringste zu verzeihen. Und die Allianz weiß sich von jeher frei vom Verdacht der Feindschaft gegen Wissenschaft und freimüthige Wahrhaftigkeit. Darum kann sie auch nicht gewaltsame Reaction gutheißen, sondern den Kampf der Geister im Vertrauen auf den Heiligen Geist Gottes sich selbst entscheiden lassen. Sie macht nur einmüthig Front in allen ihren Gliedern, Front vornehmlich gegen die Begriffsveränderungen, die sich die neueste Theologie erlaubt hat. Gewiß hegen wir keine grundsätzliche Fehde gegen Wissenschaft als solche; aber wenn die Wissenschaft zu sogenannten gesicherten Resultaten kommt, die die Gemeinde der Gläubigen nicht mehr brauchen kann, dann müssen wir, wenn wir auch nicht Professoren sind noch sein wollen, gerade im Namen der Wissenschaft um Revision und Läuterung der erkenntniß-theoretischen Principien wie der gegebenen Constructionen dringend bitten. — Es muß uns mit banger Sorge erfüllen, wenn der Begriff der Sünde gewandelt, abgeschwächt und der Weltfreundschaft zu Liebe seines vollen Ernstes entkleidet wird. Es kann und wird nicht ausbleiben, daß die Reinheit der christlichen Ethik darunter leidet, eine Gefahr, die wir längst in praxi bei kirchlichen Vertretern der neuen Theologie beobachtet haben. Mit dem ernststen biblischen Begriff der Sünde kann man nicht so weltfreundlich sein, wie es in der Tendenz der modernen Theologen liegt, und darum — scheint es — muß der alte Sündenbegriff energisch abgewandelt werden. — Es kann ferner nicht ausbleiben, weil der Inhalt des christlichen Glaubens — wenigstens seiner geschichtlichen objectiven Gestalt nach — mehr oder weniger indifferencirt wird, daß der Glaubensbegriff ein ganz anderer wird, als er bisher war. Kein Moderner kann leugnen, daß Rechtfertigung, Erlösung, Versöhnung ihnen einen ganz andern Sinn gewonnen haben, als sie bisher hatten, und wir müssen den schmerzlichen Eindruck gewinnen, daß mit dieser Wandlung des Sinns auch der bisherige biblische Gehalt jener Worte verloren gegangen ist — eine Umdeutungskunst, die den Eindruck der Unwahrhaftigkeit macht. — Es ist endlich vielen Gläubigen schwer, zu hören, wie die moderne Gottesgelahrtheit von der Bibel spricht. Unter den Secirmessern der Kritik zerfällt die einheitliche göttliche Theologie der ganzen Schrift in eine Unmenge zeitgeschichtlicher sehr irrsamer Theologien der Menschen, ohne daß es gelingt, die Theile wieder zum Ganzen zu fügen. Was bleibt nun von objectiver göttlicher Inspiration des Schriftwortes? Mit welchem Gewissen tritt man bei solchen Ansichten — die Bibel in der Hand — vor die Gemeinde? Nein, diese Bibelbehandlung, die nur den Menschen Sinn herausflügelt oder höchstens noch einen religiösen Doppelsinn für die Gläubigen zuläßt — diese Inspirationstheorie, die den Menschen nur von seinen subjectiven Glaubensregungen inspirirt sein läßt, können wir nicht brauchen, und deshalb sei es uns erlaubt, den alten Inspirationsbegriff so lange zu behalten, bis uns ein besserer als der moderne gegeben wird. Erscheint uns der neue doch als ein Nothbehelf und Verlegenheitsbegriff, um die neuere Theologie noch nothdürftig unter das Dach der Bibel, als des Wortes Gottes, zu retten. — Nein, bleiben wir dabei, daß Worte

wie dieses“ (bloß Worte wie dieses?): „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, verbotenus inspirirt sind und durch Offenbarung der objectiven Wahrheit dem subjectiven Glauben den seligmachenden Inhalt geben.“ So muß auch die „Evangelische Allianz“ um ihre neun Artikel kämpfen. Warum nun nicht um den ganzen christlichen in der Heiligen Schrift geoffenbarten Glauben kämpfen, wie doch den Christen befohlen ist? F. P.

Theaterbesucher „christlichen Bekenntnisses“ in Deutschland. Diese wunderliche Klasse von Leuten ist in Noth, wie aus der folgenden Zuschrift, die sich in der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ findet, hervorgeht: „Als man die Nothwendigkeit der Verlegung des Bußtages aus dem Monat Mai in den November zu begründen hatte, wurde geltend gemacht, im Mai habe dieser Feiertag seinen alten Character ganz verloren und diene weiten Kreisen nur zu Vergnügungen und Lustbarkeit. Der Winter-Bußtag scheint aber seinem Vorgänger ähnlich werden zu wollen. Die Kapelle des königlichen Opernhauses setzt ihren dritten Symphonie-Abend zum Staunen vieler Abonnenten auf den diesjährigen Bußtag, am 20. November, fest, um denselben unter anderm mit der Aufführung des ‚Till Eulenspiegel‘ würdig zu begehen. Allerdings fließt der Ertrag jenes Concerts dem Pensionsfonds des königlichen Orchesters zu, aber damit wird die Wahl jenes Tages für die Besucher christlichen Bekenntnisses“ (Theaterbesucher „christlichen Bekenntnisses“!) „denn doch noch nicht gerechtfertigt. Auch für die Aufführung ihres Schluß-Concertes weiß die königliche Kapelle seit einigen Jahren keinen besseren Tag ausfindig zu machen, als den Abend des Gründonnerstag oder den Sonnabend der Charwoche, und diesen zur Aufführung der neunten Symphonie Beethovens zu benutzen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß an dem ersten Festtage zu Weihnachten und Ostern keine Theater-Vorstellung stattfand, und daß man diese Tage zu Concerten strengeren Stils benutzte; uns will scheinen, an diesem Tage käme Beethovens neunte Symphonie mit Schillers ‚Lied an die Freude‘“ (!) „ganz anders zur Geltung, als es in den letzten Jahren geschehen ist. — Daß auch die Kunstleistungen unserer übrigen Theater in der Reichshauptstadt gerade in den Zeiten christlicher Festtage zu allerlei Betrachtungen Anlaß geben könnten, erwähnen wir nur beiläufig.“ Was in aller Welt haben Christen mit dem Theater zu schaffen! Theaterbesucher „christlichen Bekenntnisses“ ließt sich beinahe wie ein Scherz, und doch ist die Zuschrift ernstlich gemeint. Das ist traurig. F. P.

Die Parteikämpfe innerhalb der preußischen Landeskirche — schreibt die hiesige unirte „Zeitschrift“ — werden zwar nicht so bald aufhören, aber es scheint doch eine zeitweilige Abkühlung zu kommen. Die Forderungen der rechtsstehenden Parteien konnten ja nicht alle erfüllt werden, aber der Cultusminister hat wenigstens gethan, was er konnte, um dieselben zufriedenzustellen. Es sind einige theologische Facultäten durch Männer dieser Parteien verstärkt worden. In Bonn ist in Folge dieser Verstärkung die Zahl der Docenten in der theologischen Facultät auf zwölf gestiegen, während die Zahl der theologischen Studenten zwischen achtzig und neunzig sein soll. Allerdings hat auch der vielgenannte Meinhold seine Berufung nach Bonn dem Bestreben zu verdanken, die Facultät im Sinne des lutherischen Confessionalismus zu verstärken. Die „Evang. Kztg.“ gesteht das ohne Rückhalt ein, wenn sie sagt: „Haben wir doch z. B. auch mit dem Licentiaten Meinhold, dem wir unsererseits die Wege mitgegeben haben, eine so üble Erfahrung gemacht.“ — Meinhold hat eben „umgelernt“. Man hat deshalb Männer, die schon in reiferen Jahren stehen, berufen. Bei diesen ist die Wahrscheinlichkeit des „Umlernens“ bedeutend geringer als bei jüngeren Kräften; aber unmöglich ist das „Umlernen“

auch bei ihnen nicht, wie sich das bei Franz Delitzsch gezeigt hat, der noch im Greisenalter seine Ansichten über Entstehung und Zusammensetzung des Pentateuch ganz bedeutend umgebildet hat.

Aus Berlin. Der frühere Candidat der Theologie, Theodor v. Wächter, hat sich in Berlin niedergelassen und dort am 11. November eine „erste social-christliche Versammlung“ abgehalten, zu welcher er Tags zuvor „alle Hungernden und Frierenden, alle mit leiblicher, geistiger und sittlicher Noth Kämpfenden“ in einem Aufruf eingeladen hatte. Er forderte in dem Aufruf alle „ernsten Christen jeder Confession“ auf, sich zu einer social-christlichen Versammlung zusammenzuschließen, um „mit den Forderungen eines wahrhaft socialen Christenthums gegenüber dem Glaubens-, Moral- und Besitzpharisäerthum heutigen Kirchenthums“ Ernst zu machen. Mit Bezug auf diese Einladung gab der „Vorwärts“ den Genossen, besonders den jüngeren, den „dringenden Rath, sich von Wächter und seinem Treiben streng fern zu halten“, da der Genannte in einer früheren Flugschrift den Segen des wahren Christenthums gerühmt und bekannt habe, daß er „nicht im Politiker, sondern im Theologen seinen künftigen Beruf“ sehe. Trotz der Warnung des „Vorwärts“ kam eine aus mindestens 2000 Personen bestehende Versammlung, darunter meist Socialdemocraten, an dem betreffenden Abende zu Stande. v. Wächter erklärte im Eingang seiner Rede: „Ich habe Sie zu einer Versammlung eingeladen, in welcher vor allem die aus der ehrbaren und gerechten Welt Ausgeschlossenen das Wort haben sollen; ich selbst gehöre zu diesen.“ Nach weiteren persönlichen Bemerkungen erklärte er sich gegen das heutige Kirchenthum: Unser heutiges Kirchenthum und die meisten der Geistlichen fallen unter den Begriff der Pharisäer, zu denen Jesus sagt: Ihr kommt nicht in das Reich Gottes, und die hinein wollen, die laßt ihr nicht hinein. Unser ganzes Kirchenthum habe eine gewisse Unwahrhaftigkeit zur Grundlage. Auf den Hochschulen lernen die Studenten den Unglauben, und wenn sie die ungläubige Theologie im Examen nicht kennen, fallen sie durch; wenn sie dieselbe aber später im geistlichen Amt predigen, fliegen sie hinaus (Heiterkeit und Beifall). v. Wächter will ein „allgemeines Bruderreich“, in welchem jede persönliche Einzelnoth aufhöre und buchstäblich das Christuswort befolgt wird: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat.“ Die an den Vortrag sich anschließende Besprechung verlief sehr stürmisch. Einer der Redner nennt das Auftreten v. Wächters „Flunkerei und Heuchelei“; er solle lieber zur Heilsarmee gehen. Ein anderer trat für den „lebendigen Gott“ ein: „die Socialdemocratie hat mir nicht geholfen, aber der lebendige Gott“. Er wurde niedergebrüllt und mußte abtreten. Der Buchhändler Hoffmann, socialdemocratischer Agitator, meinte: „Ein echter Pfaffe lasse das Heucheln nie. v. Wächter sei nur der vollen Parteitrippe wegen zur Socialdemocratie gekommen. Er sei ein confuser Kopf, der die Massen irreführt. Wenn es nicht böser Wille ist, dann ist es mindestens Confusion. Tütet euch vor den neuen, modernen Gauflern! Wäre v. Wächter ein wahrer Christ, dann würde er sich still zurückziehen in seine Klausen und Buße thun.“ Schließlich erklärt sich die Versammlung in ihrer Majorität gegen v. Wächter. Das ist der tragische Ausgang eines vom modernen Zeitgeist irregeleiteten Theologen.

(M. G. L. R.)

Die Götner'sche Kolsmission begeht in diesen Tagen ihr 50jähriges Jubiläum. Missionar Hahn, der 25 Jahre im Dienste dieser Mission steht, sagt in seinem Jubiläumsbericht: Als 1845 die Brüder unter den Kols ihre Arbeit begannen, war nur ein Betstuhl vorhanden, heute sind fast 200 Kirchen und Kapellen zu zählen. Auch der Mangel an Missionaren ist gehoben; heute stehen 26 im Dienst, denen 300 eingeborene Helfer und 18 eingeborene Pastoren behilflich sind. In Ranchi, der

Hauptstation, sind eine Hochschule und ein Predigerseminar errichtet. Die meisten Theile der Bibel sind von den Missionaren in die Kolsprache übersetzt worden, ebenso der Katechismus. Auch ein Liederbuch in Kolsprache ist geschaffen worden. Drei Krankenhäuser unterhält die Gofnersche Mission. 1885 begann sie mit fünf Kranken; jetzt hat sie durchschnittlich täglich 360 Aussäzige, Epileptische und andere Kranke in Pflege, außer den 3000, die von ferne kommen und sich von den Missionsärzten behandeln lassen. So hat denn die Mission schon reiche Früchte gebracht. 83,000 Heiden hat sie in ihrem 50jährigen Bestehen in die christliche Kirche aufgenommen. Allerdings waren und sind viele irdisch gesinnt und fielen wieder ab. Aber auch an vielen treuen Christen hat es nicht gefehlt, wie die Schaaren der um ihres Glaubens willen verfolgten, gefolterten und getödteten Heidenchristen bezeugen. Es hat der Mission in dieser langen Zeit natürlich auch an schweren Kämpfen nicht gefehlt. So erfuhr sie im Jahre 1868 einen schweren Schlag durch Mißthelligkeiten unter den Missionaren. Englische Regierungsbeamte hatten einige derselben aufgefordert, sich der anglicanischen Kirche anzuschließen. Sie hatten dazu politische und kirchliche Gründe. Die renitenten Missionare versuchten nun, nachdem sie dem Vorstand zu Berlin den Gehorsam verweigert hatten, die Gemeinden ebenfalls zur anglicanischen Kirche zu ziehen. Diese Wunde brennt noch heute der Mission im Herzen. Schwieriger waren die Kämpfe mit den Jesuiten, die mit Geldmitteln missionirten. Triumphirend berichteten sie nach Belgien, daß 2000 Kols sich aus der Finsterniß der hekerischen Religion zum Lichte des „wahren Glaubens“ gewendet hätten. Heute aber ist das Ansehen der römischen Kirche dort gesunken. Auch auftauchende, sich gegen die Mission wendende Secten sind wieder in Nichts zerfallen.

(M. G. L. R.)

Die Stationen der Berliner Ostafrikanischen Missionsgesellschaft sind jetzt nach den beiden Sprachgebieten, in denen sie gelegen sind, in zwei Conferenzkreise getheilt worden. Alljährlich werden sich die auf ihnen stationirten Missionare zu einer Conferenz vereinigen, in welcher die Aufgaben und Nöthe des Gebiets zur Sprache kommen sollen. Zu dem Bezirk, welcher die Küste um Usaramo umfaßt, und in dem Kisuaheli gesprochen wird, gehören die Stationen Dar-es-Salaam, Tanga, Kisserawa und Maavromango. Der andere Conferenzkreis, in dem die Sprache der Waschamba, das Kischambaa gesprochen wird, wird von drei Wambara-Stationen, Hohenfriedberg, Bethel und Wuga, gebildet. Sobald sich die Mission in Usaramo erweitert und vertieft hat, werden sich die Missionare unter den Wasaramo besonders zu vereinigen haben, so daß das Berliner Gebiet dann in drei Conferenzbezirke zerfällt. Alle drei Jahre soll eine Generalconferenz der Missionare aller Stationen zur Besprechung der allgemeinen Aufgaben und Nöthe der Mission stattfinden.

(D. G. R.)

Uebertritt zum Protestantismus. Kürzlich trat in Rom ein jüngerer Theologe, de Lorenzi, geboren 1863, seit drei Jahren Professor der Dogmatik, zum Protestantismus über. Noch am 30. Juli hatte ihm der Cardinal Parocchi ein schmeichelhaftes Zeugniß ausgestellt. In seinem Schreiben vom 5. October an das Committee der freien evangelischen Kirche Italiens, in welchem er um Aufnahme bat, sagt er u. a.: „Der Schreiber bekennt, er habe seit Langem sich in der Finsterniß hin und her schwanken sehen und früher nie die Ruhe des Geistes und den Frieden des Herzens gekostet, welche doch das Unterpfand der Kinder Gottes sind; auch sei es ihm nie geglückt, die Augen nach dem Lichte der Wahrheit zu öffnen, bis sie ihm vom Heiligen Geist gezeigt wurde. Da erst fühlte er, wie sich in sein Herz die Freude ergoß, die dem eigen ist, der sich frei und von aller Slaverei erlöst weiß,

durch das Blut des unbefleckten Lammes. Da empfand er aber auch stark als seine Pflicht, sich mit allen seinen Kräften dem Kampf gegen jene Irthümer zu widmen, welche er wissentlich oder unwissentlich gelehrt hatte.“ (D. E. R.)

Spanien. Das 25jährige Jubiläum der deutsch-evangelischen Mission in Spanien, welche dort von Pastor Fliedner betrieben wird, gibt der ultramontanen Presse Anlaß, die Berichte Fliedners einer Kritik zu unterziehen. Die „Germania“ erklärt sie zumeist für übertrieben und unwahr und läßt sich von ihrem „in den höchsten Kreisen in Spanien verkehrenden Gewährsmann“ Folgendes schreiben: „Es gibt kein freieres Land in religiöser Hinsicht wie das hiesige; obwohl die katholische Religion Staatsreligion ist, wird doch niemand wegen seines andern Glaubens behelligt.“ Daß die „Germania“ dies selbst glaubt, trauen wir ihr doch nicht zu. Denn, um nur etwas Neuere zu erwähnen, es kann ihr doch nicht der Scandal bei der altkatholischen Bischofsweihe in Madrid ganz verborgen geblieben sein. (A. E. L. R.)

Nochmals die Römischen unter sich. Wie theilten schon in dem vorigen Heft dieser Zeitschrift mit, wie die Römischen in Spanien sich gelegentlich der Processionen bekämpfen. Aus Portugal wird Folgendes berichtet: Die Jubiläumsfeier des heiligen Antonius von Padua sammt dem damit verbundenen internationalen Katholikencongreß ließ in Lissabon den bei den Römischen so sehr gesuchten Glanz vermissen. Die Betheiligung der Ausländer war eine sehr schwache; der Congreß zählte nicht mehr als fünf ausländische Mitglieder, und von den ausländischen Parlamentariern, deren Erscheinen angekündigt war, hatte sich kein einziger eingefunden. Der Congreß hat während seiner fünftägigen Dauer ein ziemlich stilles Dasein geführt. In der Bevölkerung fand er sowie die arrangirten Festlichkeiten sehr schwache Theilnahme, ja von einigen Seiten sogar lebhaften Widerspruch. Die Republicaner hielten, während der Congreß tagte, ein „antijesuitisches Meeting“ ab, und eine größere Anzahl von „Freidenkern“ unternahm eine Wallfahrt zum Grabe der Frau Sara da Mattos, welche angeblich vor vier Jahren von einer Klosterfrau vergiftet worden sein soll. In der oppositionellen, zumal in der republicanischen und anarchistischen Presse wurden die Festlichkeiten mit Schmähungen überhäuft; die Früchte blieben denn auch nicht aus, indem die öffentlichen Aufzüge in den Straßen durch eine aufgeheßte Menge erhebliche Störungen erlitten. Ein Fackelzug wurde durch das wilde Gebahren eines Haufens von Leuten, welche unter Gejohle die Lampions und sonstigen Beleuchtungsgegenstände auslöschten und zerstörten, vollständig vereitelt. Ein zweiter Fackelzug machte durch die äußerst geringe Zahl der Theilnehmer und zumal durch deren höchst fragwürdiges Aussehen einen so kläglichen Eindruck, daß er gewiß besser unterblieben wäre. Die peinlichsten Scenen ereigneten sich gelegentlich der großen Antoniusprocession. Eine Gruppe von Leuten stieß antikirchliche und republicanische Rufe aus und vertheilte Schriften ähnlichen Inhalts, darunter eine Nummer des in Lissabon erscheinenden anarchistischen Blattes „Propaganda“. Als die Polizeiorgane zur Verhaftung der ärgsten Schreier schritten, entstand im Publicum eine arge Panik, bei welcher viele Personen Verletzungen, darunter auch manche schwere, erlitten. Eigenthümlicher Weise war die Municipalgarde, die doch zu helfendem und beruhigendem Eingreifen berufen gewesen wäre, eifriger als alle andern auf die Flucht aus dem Gedränge bedacht. Die Procession konnte nach einer halben Stunde, mit zerrissenen Fahnen und sonstigen beschädigten Emblemen, fortgesetzt werden.